

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Das falsche Vorbild

Warum sich die Schweiz nicht an Deutschland orientieren darf.

*Von Urs Paul Engeler*

## Störfeuer gegen die Armee

Diese Bürgerlichen politisieren das Schweizer Militär kaputt. *Von Urs Gehriger*

## Eine Rarität, eine Kostbarkeit

Eine persönliche Erinnerung an den grossen Niklaus Meienberg.

*Von Jürg Ramspeck*



Unser Sinn für Vollkommenheit.  
Senator Chronometer Regulator



*Glashütte*  
ORIGINAL

[www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

**Der Senator Chronometer Regulator.** Ästhetik, Eleganz und Präzision. Ein offiziell zertifizierter Chronometer kombiniert mit der klassischen Anzeige eines Regulators. Es dominiert als einziger, zentraler Zeiger der Minutenzeiger, während sich die übrigen Zeiger in dezentralen Zifferblattbereichen drehen. Erfahren Sie mehr unter [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com). Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunterladen.

Nach Hitlers Machtergreifung 1933 wurde das Schauspielhaus Zürich zu einem wichtigen Zufluchtsort verfolgter Schauspieler und Regisseure aus Deutschland. Das vornehmlich aus Juden und Kommunisten bestehende Emigrantenensemble mit seiner antideutschen Haltung ist ein vielgerühmtes Kapitel der Theatergeschichte. Anlässlich des 75-Jahr-Jubiläums des Schauspielhauses, das dieses Jahr gefeiert wird, hat unser Kulturredaktor Rico Bandle über jene Zeit recherchiert. Seine Erkenntnisse bringen den Mythos des Schauspielhauses als humanistisches Bollwerk arg ins Wanken. In ihrem ideologischen Eifer



**Zufluchtsort:** Zürcher Schauspielhaus.

machten die Schauspieler ausgerechnet jenen Mann fertig, der sie nach Zürich geholt und ihnen somit das Leben gerettet hatte: den Theaterdirektor Ferdinand Rieser, der damals das Schauspielhaus ohne Subventionen auf eigenes Risiko betrieb. Bis heute blieb dem couragierten Unternehmer die verdiente Anerkennung verwehrt. **Seite 82**

Josef «Joe» Ackermann war bereits als erfolgreicher Chef der Deutschen Bank eine der umstrittensten Personen des deutschen Wirtschaftslebens. Sein Kommunikationsberater, der frühere Chefredaktor der *Wirtschaftswoche*, Stefan Baron, hat nun einen scharf gezeichneten Erlebnisbericht über vier Jahre an der Seite des Wirtschaftsführers veröffentlicht. Baron geht dem Lebensweg Ackermanns nach, ergründet seine frühen Prägungen und dann vor allem sein Wirken an der Spitze der mächtigsten Bank Deutschlands. Baron schildert den

Wandel des Angefeindeten vom «Banker» zum Staatsmann, der während der Euro-Krise mitentscheidend rettend einwirkte. Exklusiv druckt die *Weltwoche* ein Kapitel aus Barons Buch, das dieser Tage erscheint. Es zeigt auch,



**Globale Rolle:** Top-Manager Ackermann.

dass Ackermann einer der wenigen Schweizer Spitzenmanager ist, der, wie neben ihm vielleicht nur Daniel Vasella, eine echte globale Rolle spielte. **Seite 56**

Orientiert man sich an den Kommentaren in den Leserbriefspalten und Internetforen, scheinen die Meinungen gemacht: Die «Luxusbetreuung» des jungen Messerstechers «Carlos» durch die Zürcher Jugendanwaltschaft ist ein Skandal und wurde zu Recht abgebrochen. Alex Baur plagten gleichwohl Zweifel. Wie geht es nun weiter mit diesem Burschen? Wer ist eigentlich dieser «Carlos»? Unser Kollege machte sich deshalb noch einmal an die Arbeit, sprach mit vielen Betroffenen sowie intimen Kennern des Falls und kam dabei zu einem Schluss, der wohl einige überrascht: Die Ausbildung eines jungen Gewalttäters zum Kampfsportler ist sicher problematisch, doch unter dem Einfluss seines Coachs, des gelernten Stuckaturgipersers und Boxers Shemsî Beqiri, machte «Carlos» erstmals in seinem Leben eine unerwartet positive Entwicklung, überzeugte auch mit schulischen Leistungen und war eigentlich auf einem guten Weg. Der überstürzte Abbruch dieses sogenannten «Sondersettings» durch den Oberjugendanwalt Marcel Riesen (SVP) und den zuständigen Regierungsrat, Justizdirektor Martin Graf (Grüne), war verantwortungslos und von politischem Opportunismus getragen. **Seite 30**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehriger,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Adam Schwarz, Joël Hunn

**Layout:** Silvia Ramsay (*Leitung a. i.*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





# Schutzengel serienmässig.

## Der neue Outlander 4x4 mit eAssist



Sensation: ab November  
auch als Plug-in Hybrid 4x4



- » Innovation: eAssist mit adaptivem Tempomat, City-Notbrems-Assistent, Spurhalte-Assistent
- » Sicher: 4x4, 9 Airbags, Berganfahrhilfe, 5\* Euro NCAP Test
- » Komfort: 2-Zonen-Klima, Xenonlicht, Keyless Entry, Premium Audio, Automat
- » Familienfreundlich: variabler Raum, 7 Sitze, viel Platz und Komfort
- » 4x4 DID Intense eAssist, **CHF 45'999.-\*** New Outlander ab **CHF 29'999.-\***



[www.mitsubishi-motors.ch](http://www.mitsubishi-motors.ch)



[www.facebook.com/MitsubishiCH](https://www.facebook.com/MitsubishiCH)



OFFICIAL CAR PARTNER

Genial bis ins Detail.





# Kampfsport

**Können Gewalttäter  
therapiert werden? Was  
die Wehrpflicht bringt.**

Von Roger Köppel

**F**all «Carlos»: Die Grenzen des therapeutischen Versorgungsstaats werden sichtbar in der Affäre um den Zürcher Jugenddelinquenten «Carlos», der am Schluss für 29 000 Franken monatlich auf Kosten des Steuerzahlers rundum betreut wurde. Der Fall illustriert, wie psychologisch hochgeschulte, staatlich besoldete Therapeuten und Resozialisierungsingenieure ans Ende ihres Lateins gelangen, wenn der aggressiv veranlagte jugendliche Dauerstrafäter einfach nicht auf ihre wohlmeinenden Einwirkungen ansprechen will. Am heute 18-Jährigen wurde das ganze Arsenal der seelischen Tiefenmassage angewandt. Eine staatliche Therapiewalze rollte über den von Haus aus Verwahrlosten mit dem Ziel, seinen Charakter nach den sicher neuesten Erkenntnissen der Persönlichkeitsgestaltung umzuformen, und man könnte es bis zu einem gewissen Grad sogar verstehen, wenn gerade die intensive Präsenz seiner sanft sprechenden Gesundheitsbetreuer den Brasilien-Schweizer erst recht aggressiv machte. Es ist fraglich, ob Menschen mit starker Gewaltneigung durch psychologisch-therapeutische Massnahmen umgebaut, sprich: geheilt werden können. Was bringen Therapien? Bringen sie etwas? Man kann aus einem Schwinger keine Ballerina formen.

Früher, als der Staat noch nicht Millionen ausgab für wirkungsarme psychologische Methoden, pflegte man Problemjugendliche unter strenger Aufsicht zur harten körperlichen Arbeit auf den Bauernhof zu schicken. Das war besser, wirksamer und billiger. In den USA schafften es viele auf der Kippe stehende Junge, vor allem Schwarze, durch den Sport, ihr Leben in halbwegs geordnete Bahnen zu lenken. Einige der weltbesten Boxer waren Jugendkriminelle, die ihre Aggressionen geregelt im Ring austobten und von der schiefen Bahn wegkamen. Es ist bezeichnend, dass auch im Fall «Carlos» die gescheiterten Therapeuten vermutlich aus Verzweiflung, aber immerhin, am Ende auf das altbewährte Hausrezept zurückgriffen und den Prügelteenager dem strengen Regime eines Kampfsports unterwarfen. «Carlos» sollte unter der Obhut eines kosovo-albanischen Trainers, der in Interviews vernünftig wirkt, beim Thaiboxen seine Aggressionen entschärfen.

Selbstredend kann man sich die Frage stellen, wie sinnvoll es ist, einen 18-Jährigen mit



«Hochgestochen, aber ehrlich.»

Gewaltneigung Hochleistungs-Kampfsport treiben zu lassen. Natürlich besteht die Gefahr, dass man einen ohnehin schon gefährlichen Gewaltjugendlichen zur durchtrainierten Kampfmaschine hochzuchtet. Die Erfahrung zeigt allerdings, dass sportliche Ertüchtigung oftmals genau das gewünschte Ergebnis bewirkt und den Menschen zähmt, seine Kräfte in zivilisierte Kanäle umlenkt. Das muss nicht sein, aber es besteht eine gewisse Chance.

Thaiboxen gehorcht wie die meisten bekannten Kampfsportarten strengen Regeln und Ritualen, die auch ausserhalb des Rings gelten. Ein archaisch-männlicher Ehrbegriff

---

## Einige der weltbesten Boxer waren Jugendkriminelle, die von der schiefen Bahn wegkamen.

---

ist Grundlage einer Kultur des Respekts und der Anerkennung, die verliert, wer sich nicht an die Regeln der Gruppe hält. Karatekämpfer oder Thaiboxer, die ihre Fertigkeiten in der Freizeit an Nichtkämpfern ausleben, werden aus der Gemeinschaft ausgestossen. Kampfsportarten sind disziplinierende Lebensschulen mit klaren Hierarchien, die Struktur und Halt vermitteln.

Traut man den Beteuerungen seiner Betreuer, brachten die schweisstreibenden Leibesübungen erste Erfolge. «Carlos» schien sich ins Normensystem der Thaiboxer einzufügen, er akzeptierte die Autorität seines Trainers, es gab in den letzten Monaten angeblich keine Delikte und Ausbrüche mehr. Hoffen wir, dass es stimmt. Ob sich eine langfristige Besserung ergeben hätte, eine Rückkehr in ein gelingendes Leben, scheint angesichts der ersten Er-

kenntnisse durchaus möglich, lässt sich aber gültig nicht abschätzen, weil die politischen Verantwortlichen unter dem Zürcher Regierungsrat Martin Graf (Grüne) die Übungsanlage, von der sie angeblich so überzeugt gewesen waren, unter dem Druck medialer Berichterstattungen und Kritik überstürzt abbrechen und «Carlos» in Gewahrsam nehmen. Irritierend ist die unehrliche Begründung, es sei zum Schutz des Jugendlichen geschehen. Tatsächlich knickten die Behörden ein und wollten sich selber aus dem Visier der Medien nehmen. So zeigt der Fall nicht nur die Tragik eines verwahrlosten, gewalttätigen Teenagers, sondern vor allem offenbart sich hier der nervenaufreibende Unsinn des Schweizer Therapiestaats, der sich in seiner weltfremden akademischen Zurüstung als weitgehend unfähig erweist, die ihm zugedachten Probleme sowohl zu verstehen wie auch zu lösen. Anstatt Millionen aus dem Fenster zu werfen für fruchtlose psychologische Menschenexperimente, müsste der Staat in vergleichbaren Fällen vielleicht von Beginn weg auf die altbewährten Methoden setzen: harte körperliche Arbeit, klare Hierarchien, glaubwürdige Bezugsautoritäten wie in diesem Fall der Trainer. «Carlos» sollte zu seinem eigenen Wohl und zum Wohl der Gesellschaft möglichst bald wieder sein Thaiboxtraining aufnehmen.

**D**ie Schweizer Wehrpflicht muss bleiben. Warum? Hochgestochen, aber ehrlich formuliert: weil sich in ihr das republikanische Ethos der Schweiz manifestiert. Weil sich durch die Wehrpflicht eine intensivere Identifikation des Bürgers mit dem Staat ergibt. Wehrpflicht bedeutet: Der Staat kann von den wehrtauglichen Männern und Frauen verlangen, für den Staat im Ernstfall ihr Leben hinzugeben. Wer sich für den Staat im Krieg opfern muss, pflegt und überwacht den Staat in Friedenszeiten. Man setzt sein Leben nicht für eine Organisation aufs Spiel, in der man sich nicht wiedererkennt. Die Wehrpflicht ist die existenzielle Grundlage, ja der Lebensnerv der direkten Demokratie, die vom Waffen tragenden Bürger ausgeht – wie schon im alten Griechenland die Hopliten-Miliz. Ein Bürgerheer aus Wehrpflichtigen begrenzt zudem den aussenpolitischen Appetit der Regierung, sich an auswärtigen Konflikten zu beteiligen. Die Amerikaner hatten bis Vietnam die allgemeine Wehrpflicht. Als der Widerstand gegen den fragwürdigen Dschungelkrieg wuchs, stiegen die USA auf professionelle Truppen um. Was angesichts landesweiter Proteste als Entgegenkommen verkauft wurde, war eine Machtanmassung durch die Regierung: Seit es an einem Bürgerheer fehlt, kann sich Amerika wieder ungehinderter auf militärische Abenteuer einlassen. Profi-Truppen stärken die Zentrale auf Kosten der Demokratie (Volks-herrschaft). Kein Vorbild für die Schweiz.



Angriff von rechts: Schweizer Armee. Seite 24



Karriere als Hausmann: Seite 68



Brillant: Journalist Meienberg. Seite 64



Psychologisierung des Strafvollzugs: Seite 28

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

10 Im Auge Roger Federer, Nr. 6.

10 Kommentar Teurer als im Luxushotel

12 Umwelt Mediale Beben

12 Einwanderung Hoppla, erwischt!

13 Personenkontrolle Bodenmann, Levrat, Hubacher etc.

13 Nachruf Rochus Misch, Hitlers Leibwächter

### 14 Das schlechte Vorbild

Deutschland zu bewundern, ist politisch unklug

15 Politik Deutsche Irrtümer

17 Bundestagswahlen Die Ruhe vor dem Sturm

18 Die Deutschen Game over

18 Wirtschaft Erst abdrücken, dann zielen

19 Ausland Hollande in der Syrien-Bredouille

20 Mörgeli 125 Jahre mit und ohne Kuchen

20 Bodenmann Sempach, übernehmen Sie

21 Medien Zeitungen werden langsamer und gelassener

21 Gesellschaft Der Jongleur

22 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

### 24 Störfeuer gegen die Armee

Die gefährlichsten Heckenschützen sitzen im Bürgerblock

27 Karriere Renaissance der militärischen Führung

### 28 In den Fängen des Therapiestaats

Immer mehr Häftlinge werden behandelt und therapiert. Nicht nur zu ihrem Wohl

### 30 Rette sich, wer kann

Bei der Verhaftung des Delinquenten «Carlos» ging es Regierungsrat Martin Graf vor allem um seine eigene Haut

### 32 Feigheit vor dem Leben

Zwei Suizide an der Spitze bekannter Unternehmen stellen die Eigenwahrnehmung der Elite in Frage

34 Parteien Die Wendigkeit der BDP

35 Forschung Mäzene nützen der Wissenschaft

### 36 «Explosion des Unternehmertums»

Der ehemalige polnische Finanzminister Leszek Balcerowicz über das Versagen der europäischen Politiker

### 56 Josef Ackermann: Was bleibt

Wie kaum ein anderer Schweizer Manager spielte Josef Ackermann in der «Champions League» der Weltwirtschaft

### 60 Amerika, Saddam und das Giftgas

Neue CIA-Dokumente beweisen, dass die USA 1988 den irakischen Diktator Hussein militärisch unterstützten

63 Essay Ein Angriff auf Syrien wäre ein Fehler

### 64 Eine Rarität, eine Kostbarkeit

Jürg Ramspecks Erinnerungen an Niklaus Meienberg

### 68 Der Vollzeit-Vater

Viele Männer reden davon, kaum einer tut es





*Birgt Ihr Portfolio  
unliebsame  
Überraschungen?  
UBS Portfolio  
Health Check.*

**Jetzt Portfolio überprüfen:**  
Telefon 0800 868 402  
[www.ubs.com/portfoliohealthcheck](http://www.ubs.com/portfoliohealthcheck)

**Anlageberatung ist unser Handwerk seit 1862.**

Beim UBS Portfolio Health Check überprüfen wir zuerst, ob wir Ihre Anlegerziele richtig verstehen, und vergleichen diese dann mit der Ausrichtung Ihres Portfolios.

Daraufhin wird die Qualität jeder Position im Portfolio beurteilt, einfach, schnell und fundiert.

Vereinbaren Sie einen persönlichen Termin.

Best Bank in  
Switzerland



*Wir werden nicht ruhen*







«Aber ich hatte doch recht»: Filmmacher Kaurismäki. Seite 72

## Interview

### 72 «Hand in Hand durch die Hölle»

Aki Kaurismäki ist der letzte grosse Melancholiker des europäischen Kinos. Ein Gespräch über nordische Schwermut, Trinksucht und schauspielernde Hunde

## Stil & Kultur

76 **Stil & Kultur** Lee Miller, Fotografin

78 **Bestseller**

78 **Literatur** Die Männer in Zoë Jennys neuem Erzählband

79 **Thriller** John Grishams neuer Justiz-Thriller «Das Komplott»

79 **Jazz** Biondini, Godard, Niggli

80 **Top 10**

80 **Kino** «What Maisie Knew»

81 **Fernseh-Kritik** «Die strengsten Eltern der Welt»

### 82 Die dunkle Seite des Emigrantentheaters

Die ideologiegetriebenen Künstler am Zürcher Schauspielhaus in den 1930er und 40er Jahren

85 **Kunst** Schweizer Hilfe im südfranzösischen Arles

86 **Namen** Wohltätigkeit im Opernhaus und im «Dolder Grand»

87 **Hochzeit** Chantal Gyger und Patric Meier

87 **Thiel** Wieso Steuern?

88 **Wein** Grüner Veltliner Smaragd Achleiten 2007

88 **Die Besten** Voll im Zeitplan

89 **Auto** Porsche 911 S (Baujahr 1970)

90 **MvH trifft** Uli Sigg, Jurist

## Autoren in dieser Ausgabe

### Stefan Baron



Als Konzernsprecher der Deutschen Bank war der 65-jährige Journalist zwischen 2008 und 2011 einer der engsten Mitarbeiter von Josef Ackermann. Diese Woche erscheint das Buch, das er über seinen damaligen Chef geschrieben hat. Auszüge daraus lesen Sie ab Seite 56.

### Ulf Poschardt



Der Journalist und Buchautor ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* und hat viele Jahre lang für die *Weltwoche* über Autos geschrieben. Sein neuestes Buch heisst schlicht «911». In seiner Gastkolumne schreibt er über seine Beziehung zum Kultmodell von Porsche. Seite 89



CRESTA  
PALACE

*Herbstzauber*

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie  
Kinderclub, Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison bis 13. Oktober 2013

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel

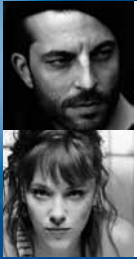
# Baloise session

25. OKT. – 14. NOV. 2013

**BLIGG ■ ZAZ**

**FREITAG, 25. OKTOBER, 20 UHR**

**CHF 150/130/100**



**OPENING NIGHT**

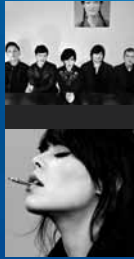
Zaz hat mit ihrer unverblühten Nonchalance und ihrer vielfältigen Bühnenerfahrung dem französischen Chanson die Kraft und die moderne Sprache zurückgegeben. Bligg hat mit seinem charmanten Selbstbewusstsein nicht nur den Rap erweitert, sondern auch die Volksmusik erneuert.



**TEXAS ■ ALEX HEPBURN**

**SAMSTAG, 26. OKTOBER, 20 UHR**

**CHF 140/120/90**



**UK CHART BREAKERS**

Kräftiger Soul mit Rock-Einschlag und einem Gespür für moderne Popmusik: Alex Hepburn ist die würdige Nachfolgerin von Amy Winehouse – mit der rauen Stimme von Janis Joplin. Derweil sind Texas dank ihrem federleichten Pop längst Superstars – und das seit bald dreissig Jahren.

**GLORIA ESTEFAN**

**DIENSTAG, 29. OKTOBER, 20 UHR**

**CHF 230/190/150**



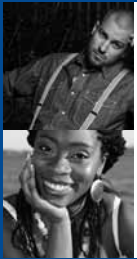
**AN EVENING WITH ...**

Gloria Estefan auf den Spuren Frank Sinatras: In ihrem neuen Programm singt die Latin Pop Queen die Standards vom Broadway und taucht damit tief ins kulturelle Erbe Amerikas. Allerdings wird sie auch ihr kubanisches Temperament nicht verleugnen und ein paar alte Hits spielen. Ein grosses Vergnügen für uns Zuhörerinnen und Zuhörer!

**STRESS ■ IYEOKA**

**FREITAG, 1. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 110/90/70**



**URBAN GROOVES**

Iyeoka ist sanftmütig und geschmeidig in ihren Liedern, aber scharfsinnig und zornig in ihren Texten. Das Ergebnis: Poetry-Soul. Stress hat sich längst vom adrenalinstrotzenden Stadt-Rapper zu einem gewieften Wortakrobaten von Welt gewandelt. Seine Tracks: charttauglich.

**PATRICIA KAAS ■ BIRDY**

**MONTAG, 4. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 170/140/110**



**LADIES PASSION**

Zwei bezaubernde Frauen, zwei Stimmen, die tief berühren. Ein Repertoire, das irgendwoher bekannt tönt, jedoch neu und frisch daherkommt. Die englische Newcomerin Birdy und die grosse Patricia Kaas laden zu einem Abend voller Gefühle und Leidenschaft, bei dem der Titel Programm ist: Ladies Passion.

**UNHEILIG ■ SCHMIDT**

**DONNERSTAG, 7. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 120/90/70**



**MADE IN GERMANY**

Grosse Künstler, grosse Gefühle: Die Aachener Kultformation Unheilig und die laszive Berliner Sängerin Schmidt zeigen, wie facettenreich die Musik «Made in Germany» heute ist. Lieder, die bewegen und berühren – vom opulenten Schlager-Rock bis zum Indie-Pop, der sich am Stil der Goldenen Zwanziger orientiert.

**LOVEBUGS ■ KYLA LA GRANGE**

**FREITAG, 8. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 100/80/60**



**FLYING HIGH**

Liebeskäfer auf dem 20. Jubiläums-Höhenflug und tiefsinnige Indie-Popsongs einer Cambridge-Philosophie-Studentin: Da sind Hochgefühle angesagt! So gewagt diese Kombination sein mag, so spannend ist sie: Die Lovebugs und Kyla La Grange bringen Musik zum Mitsingen, zum Mitfeiern – und zum Abheben!

**CHRIS CORNELL SOLO ■ AIMEE MANN**

**SONNTAG, 10. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 130/110/90**



**HANDMADE**

Aimee Mann ist nicht die kommerziell erfolgreichste Singer-Songwriterin. Aber sie gilt als beste Sängerin im Geiste Neil Youngs. «Soundgarden»-Sänger und -Songwriter Chris Cornell ist ein grossartiger Grunge-Sänger. Aber wie stark seine Stimme wirklich ist, demonstriert er unplugged solo.

**GLEN HANSARD ■ HEATHER NOVA SOLO**

**MONTAG, 11. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 100/80/60**



**POETRY IN MUSIC**

Wer auf dem Segelboot aufwächst, dessen Lieder haben auf ewig etwas Entrücktes. Bei Heather Nova kommt noch diese betörende Elfenstimme hinzu. Glen Hansard war mit «The Swell Season» berühmt, flüchtete aber vor dem Rummel nach New York. Zurück in Irland, ist er zum gereiften Poeten geworden.

**INCOGNITO ■ RANDY CRAWFORD & JOE SAMPLE**

**DIENSTAG, 12. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 140/120/90**



**SMOOTH & FUNKY**

«Street Life» stand vor 34 Jahren am Anfang der Liaison Joe Sample-Randy Crawford. Seither pflegen sie zusammen das «Stage Life». Wie auch Jean-Paul «Bluey» Maunick und sein Kollektiv «Incognito», das etwa gleich alt ist. Das Ziel ist dasselbe: Funk, der direkt in die Beine fährt!

**ERIC CLAPTON ■ CAROLINE CHEVIN**

**MITTWOCH, 13. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 250/210/180**



**THE ONE AND ONLY**

«Clapton is God» sprayte ein Fan schon 1966 an die Wand. Eric Clapton ist einer der grössten Blues-Gitarristen der Welt. Caroline Chevin ist mit ihren tollen Popsongs auf gutem Weg: Ihr Song «Hey World» klingt zurzeit aus allen Radios.



**ERIC CLAPTON ■ THE BLACKBERRY BRANDIES**

**DONNERSTAG, 14. NOVEMBER, 20 UHR**

**CHF 250/210/180**



**THE ONE AND ONLY**

Eric Clapton hat mit «Old Sock» gerade sein entspanntestes Album vorgelegt, wie er selber sagt. Der Mann hat Humor. Und bleibt einer der besten Blues-Gitarristen der Welt. The Blackberry Brandies aus Basel stehen erst am Anfang: Auf ihrem Debüt spielen sie heiteren Americana.



LA ROCHE  
1787



cornercard

MERIAN ISELIN  
KLINIK



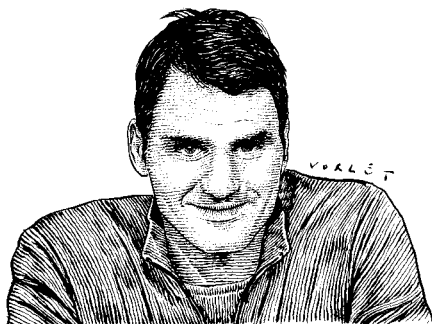
**BALOISESESSION.CH**

ORT: EVENT HALLE MESSE BASEL TICKETS: BALOISESESSION.CH ODER  
TICKETCORNER.CH, TEL. 0900 800 800 (CHF 1.19/MIN., FESTNETZTARIF)





## Ballmaschinen



Roger Federer, Nummer sechs.

Die Floskel, Roger Federer habe es seinen Kritikern wieder gezeigt, stimmte ja nie, weil Federer keine Kritiker hatte, bis er in diesem Sommer seiner Verunsicherungen zu einem grösseren Bratpfannen-Racket griff. Federers Problem sei nicht das Alter, behaupten jetzt die Apologeten, die das Undenkbare verdrängen. Aber was denn sonst? Er ist 32 geworden und ist noch die Nummer sechs. Das halbe Leben lang hat er nichts getan, ausser Tennis zu spielen, als elegante Schlagmaschine im ständigen Stop-and-go-Betrieb mit einem unheimlichen Verschleissdatum für den Arm, die Fussgelenke, die Knie, den Rücken. Er kennt es nicht, aber er ahnt es. Niemand spricht das Wort aus, um nicht den Zauber dieser Karriere zu brechen: Rücktritt.

Die Weltrangliste wird nicht nach Sympathiepunkten errechnet, sonst bliebe «Rodscher» immer spitze. Pete Sampras hörte auf mit 31 – und kehrte mehrmals zurück und schlug mit 36 sogar den zehn Jahre jüngeren Roger Federer. Das Wunderkind Björn Borg war mit 25 ausgebrannt. Andre Agassi, der das Tennis hasste, quälte sich trotzdem durch bis 36 und fand sein Glück mit Steffi Graf. Boris Becker verabschiedete sich mit 32 und scheint seither wie ein ewiger Frührentner auf Sinnsuche. Es gibt keinen Leitfaden für das Leben nach der Ekstase. Der *elder star* muss seine neue Identität selber finden. Beckenbauer blieb der «Kaiser Franz», das Glückskind. Wie Bernhard Russi, der fleissige Selbstvermarkter mit direktem Draht zu Putin. Federer wird, wie Beckham, ein Botschafter des Luxus und der Moden – und noch im Spiel gehalten durch Werbe- und Sponsorenverträge und durch seine Entourage, die ihm ein Motivationsproblem einredet. Es darf einfach nicht so undramatisch zu Ende sein. Als 1996 René Lacoste mit 92 Jahren starb, erinnerte sich kaum jemand, dass er sieben Grand-Slam-Turniere gewonnen hatte und schon mit 25 vom Platz gegangen war. Lacoste kreierte das Poloheemd mit dem Krokodil-Signet und machte daraus ein Modeimperium. Als Erfinder liess er zwanzig Patente schützen, darunter das Metallracket und, wie eine Metapher, den Tennisbälle ausspuckenden Roboter.

Peter Hartmann

## Teurer als im Luxushotel

Von Christian Mundt — 500 Flüchtlinge sollen für 38 Millionen Franken in der Schweiz aufgenommen werden. Neben finanziellen sprechen vor allem humanitäre Gründe gegen dieses Pilotprojekt.



Hilfe direkt vor Ort: syrische Flüchtlinge.

Der Bundesrat will wieder Flüchtlingsgruppen aufnehmen. In einer dreijährigen Pilotphase sollen 500 Personen in die Schweiz kommen, also zirka 165 Flüchtlinge pro Jahr. Kostenpunkt für den Schweizer Steuerzahler: total rund 38,7 Millionen Franken. Kleine Nebenbemerkung: Aus finanziellen Gründen hat das Parlament die Aufnahme von grösseren Flüchtlingsgruppen vor acht Jahren gestoppt.

Von den mehr als 38 Millionen Franken fallen 24 Millionen für Sozialhilfe, Krankenkasse und Betreuung der 500 Asylanten an, rund 12 Millionen sind für Integrationsmassnahmen vorgesehen. Diese 12 Millionen muss das Parlament via Nachtragskredit bewilligen. Die übrigen Kosten sind für Verwaltung, Einreise und dergleichen vorgesehen – beim Bundesamt für Migration werden drei neue Stellen geschaffen.

### Besser – für die Sozialindustrie

Da nicht alle Flüchtlinge gleichzeitig kommen, sind im Durchschnitt der drei Jahre 330 Flüchtlinge hier. Pro Jahr und Flüchtling betragen die Betreuungs- und Integrationskosten somit gut 109 000 Franken oder rund 2000 Franken pro Woche. Zum Vergleich: Ein Zimmer in einem Fünfsternehotel in Griechenland oder der Türkei ist für weniger als 1000 Franken pro Woche zu haben. Und geo-

grafisch sowie kulturell den syrischen Kriegsgeschädigten um einiges näher.

Das zuständige Justizdepartement von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga begründet die hohen Kosten damit, dass es sich um besonders hilfsbedürftige Personen handelt, die aufgenommen werden. Tatsächlich ist eine Frauen- beziehungsweise Mädchenquote von vierzig bis sechzig Prozent vorgesehen, die Quote für Behinderte, Kranke oder Betagte (über sechzig Jahre) ist mit mindestens sieben Prozent festgelegt, wie in den Grundsätzen zum Projekt festgehalten wird.

So begrüssenswert Schweizer Hilfe für Flüchtlinge in der syrischen Krisenregion oder anderswo ist, so falsch sind die geplante Aufnahme und vor allem der Versuch einer Integration von Flüchtlingsgruppen. Ziel des Pilotprojekts ist es, die Flüchtlinge besser beruflich zu integrieren. Dabei soll auf die spezifischen Bedürfnisse dieser traumatisierten Menschen Rücksicht genommen werden. Die Betroffenen müssen verbindlich an einem zweijährigen Integrationsprogramm teilnehmen. Während dieser Zeit dürfen sie auch nicht arbeiten. Nach Abschluss des Integrationsprogramms, das Sprachkurse, Schulungen und Weiterbildungen sowie Lehren oder Praktika umfasst, sollen die Flüchtlinge aber besser integriert sein und so auch einer Arbeit nachgehen können.

Damit werden die Flüchtlinge aber gleichzeitig für einen dauernden Aufenthalt in der Schweiz vorbereitet. Das eigentliche Ziel des Asylwesens ist, bedrohte Personen vorübergehend aufzunehmen. So lange, wie sie in der Heimat an Leib und Leben bedroht sind. Besteht keine Gefahr mehr, sollten Asylanten in ihre Heimat zurückkehren können. Je fortgeschrittener die Integration an einem anderen Ort ist, desto schwieriger wird jedoch dieser Schritt.

Anstatt zusammen mit Hilfswerken ganze Menschengruppen aus Flüchtlingslagern in die Schweiz zu holen, wäre das Geld direkt vor Ort wohl effizienter eingesetzt. Es ist fraglich, ob die Asylanten wirklich mehr profitieren, wenn versucht wird, sie in der Schweiz zu integrieren. Oder ob sie nicht mehr davon hätten, in einem ähnlicheren, vertrauten Kulturkreis bleiben zu können. Sicher ist hingegen, dass die gesamte Sozialindustrie, die sich um die Betreuung und das Wohlergehen der Flüchtlinge hierzulande kümmert, weniger davon profitiert, wenn die Hilfe direkt vor Ort geleistet wird.





Die Antwortkarte ist bereits weg?  
Kein Problem: Weiter unten erfahren Sie,  
wie Sie mit uns in Kontakt treten können.

# IHRE ERLEBNISREISE IM PRIVATJET

*Albert Gallus*



Das Besondere und purer Luxus sind bei diesem exklusiven Reiseerlebnis an der Tagesordnung: Unser Privatjet bringt die maximal 48 Gäste zu den schönsten Plätzen der Welt – mit dem Service der Extraklasse. Vom Limousinentransfer und einem Baggage Master über ein separates Check-in bis hin zu den besten Hotels vor Ort – für alles ist gesorgt. Auch über den Wolken erwartet Sie höchstmöglicher Komfort. Erleben Sie die grandiose Natur Südamerikas, die Tempel und Pagoden Südostasiens, das „wilde“ Afrika, die Ost- und Westküste der USA, oder entdecken Sie in 19 Tagen die Welt – willkommen an Bord!

Mehr im Reisebüro • oder 0800 100044 (gebührenfrei) • [www.hlkf.ch](http://www.hlkf.ch)



**Hapag-Lloyd**  
Kreuzfahrten

Grosse Momente. Ganz exklusiv.



## Mediale Beben

Von Alex Baur — Fukushimas Wasserproblem ist vor allem psychologischer Natur.

O bwohl wegen der Reaktorkatastrophe im japanischen Fukushima nach wie vor kein Mensch lebensgefährlich verstrahlt oder gar getötet worden ist, machen immer wieder alarmierende Nachrichten die Runde um den Erdball. So löste etwa die Meldung von mutierten Schmetterlingen, die sich alsbald als reine Spekulation erwies, vor einem Jahr ein mediales Beben aus. Im letzten Juli brachte es ein in der Nähe der Sperrzone gefangener Fisch zu Welt- ruf, dessen Strahlung den Grenzwert um das Zehnfache überstieg. Wie die NZZ vorre- chnete, bedeutet dies: Wenn ein Mensch jährlich mehr als 60 Kilo von diesem Fisch isst, könnte möglicherweise eine Gefahr bestehen.

Und jetzt also die alarmierenden Meldungen von den Wasserlecks in Fukushima, aus denen angeblich tödliche Strahlendosen austreten. Tatsache ist: Das verseuchte Wasser ist seit je eines der Hauptprobleme bei den havarierten Meilern. Es handelt sich dabei vor allem um Grundwasser, das ständig abgepumpt und dar- auf in riesigen Tanks gelagert wird. Die Lecks wurden bereits im letzten Juli entdeckt und sind in Japan auch kommuniziert worden. Mutmass- lich bestand damals gerade kein Bedarf an Kata- strophemeldungen auf dem Weltmarkt.

Das kontaminierte Wasser stellt zweifellos eine gewaltige Herausforderung dar. Das Pro- blem ist zum Teil technischer, vor allem aber psychologischer und politischer Natur. Mit Filteranlagen lässt sich das strahlende Wasser weitgehend reinigen. Aber nicht ganz. Es blei- ben noch Restmengen an radioaktiven Isoto- pen (vor allem Tritium). Einen grossen Teil des heute in gigantischen Tanks gelagerten leicht verstrahlten Wassers könnte man gemäss einem Bericht der internationalen Atom- behörde IAEA gleichwohl gefahrlos ins Meer leiten. Denn dort würde es schnell auf einen Wert verdünnt, der unter der natürlichen Strahlung liegt und damit unbedenklich ist.

Doch gegen diese Lösung würden nicht nur Umweltaktivisten Sturm laufen, sondern auch Nachbarländer. Vor allem für Südkorea, das aus historischen und wirtschaftlichen Gründen ein gespanntes Verhältnis zu Japan hat, ist das ver- strahlte Wasser aus den Reaktorrüinen ein will- kommenes politisches Faustpfand. Deshalb werden in Fukushima weiterhin riesige Men- gen an weitgehend gereinigtem Wasser gela- gert. Die AKW-Gegner haben natürlich kein In- teresse daran, dass das Problem gelöst wird, zumal mit echten Katastrophenmeldungen aus Fukushima weiterhin nicht zu rechnen ist.

## Hoppla, erwischt!

Von Florian Schwab — Also doch: Stellensuchende aus der EU können ab dem ersten Tag Sozialhilfe kassieren. Nur ein Systemwechsel kann die Einwanderung in die Sozialsysteme aufhalten.

D as Motto «Sag niemals nie» haben Migra- tions- und Sozialpolitiker vernachlässigt. Denn wie die NZZ *am Sonntag* in ihrer letzten Ausgabe schreibt, erhalten manche Einwande- rer aus der EU bereits unmittelbar nach ihrem Zuzug staatliche Gelder (Sozial- oder Not- hilfe). Möglich wird dies dank einer vom Bun- desamt für Migration ausgestellten Kurzauf- enthaltsbewilligung für Stellensuchende. Wenn jemand in absehbarer Zeit arbeiten werde, rechtfertigen sich die entsprechenden Behörden sinngemäss, dann könne man ihn ja nicht verhungern lassen.

Dabei wurde von offizieller Stelle immer wieder behauptet, so etwas sei gar nicht mög- lich. Gut eine Woche ist es her, da verlautbarte der Zürcher Stadtrat Martin Waser, Präsident der Städteinitiative Sozialpolitik: «Eine Ein- wanderung von EU-Bürgern in die Sozialhilfe gibt es nicht.» Im vergangenen April schrieb der *Bund*: «Stellensuchende haben keinen An- spruch auf Sozialhilfe.» Die NZZ hielt bereits 2009 unter dem Titel «Keine Aushöhlung der Sozialwerke durch die Personenfreizügigkeit» fest: «Keine Sozialhilfe erhalten beispielswei- se Studenten, Grenzgänger, Selbständige und Stellensuchende.» Im Mai sagte Mario Gattiker, Direktor des Bundesamts für Migration, die Personenfreizügigkeit dürfe «keine Einwande- rung ins Sozialsystem» sein.



«Gibt es nicht»: Sozialpolitiker Waser.

Die von der NZZ *am Sonntag* aufgedeckten Fälle mögen noch nicht sehr zahlreich sein. Den- noch erstaunt es, dass in manchen Kantonen etwas geschieht, wovon immer behauptet wurde, es sei schon aus Prinzip gar nicht mög- lich, denn es gelte der Grundsatz: Nur wer ein- bezahlt hat, bekommt auch etwas heraus.

Nüchtern betrachtet, ist die Sozialhilfe für Stellensuchende ein weiteres Schlupfloch, welches die Einwanderung ins Sozialsystem begünstigt. Das erste solche Schlupfloch ist die Regelung, dass jeder Anspruch auf Gelder aus der Arbeitslosenversicherung hat, der in den letzten zwölf Monaten gearbeitet hat – unabh- ängig davon, ob dies in der Schweiz oder im europäischen Ausland war. Es ist also möglich, dass ein Maurer, der in Spanien 1000 Euro ver- diene, in der Schweiz einen einzigen Tag lang arbeitet und dann die vergleichsweise hohe Schweizer Arbeitslosenversicherung kassiert.

Auch das Krankenversicherungssystem ist anfällig für Missbrauch: Wer in der Schweiz gemeldet ist und eine Krankenversicherung abschliesst, hat ab dem ersten Tag Anrecht auf die weltweit herausragenden Leistungen des Schweizer Gesundheitssystems.

### Alternative: Bürgergemeinden

Wirtschaftliche Nutzenüberlegungen legen nahe, dass die vorhandenen Schlupflöcher ausgeschlachtet werden. Zudem zeigt das Beispiel der Sozialhilfe für Stellensuchende die unbegrenzte Kreativität, die aufblitzt, wenn es darum geht, auf Kosten der Nachbarn zu leben. Sogar eher links stehende Politiker zeigten sich überrascht von den Nachrichten: «Das ist so nicht vorgesehen», sagte die Solo- thurner SP-Nationalrätin Bea Heim der Zei- tung *20 Minuten*.

Die fortwährende Wirtschaftskrise in der südlichen Europaperipherie und die anhaltend hohe Einwanderung verlangen eigent- lich nach drastischen Massnahmen, um die Attraktivität für Armutstourismus zu senken. An Vorschlägen mangelt es nicht. So schlug der Freiburger Finanzprofessor Reiner Eichenberger im Mai vor, die Hoheit über die Sozialhilfe den Einwohnergemeinden weg- zunehmen und durch neugegründete Bürger- gemeinden zu organisieren, die selber festle- gen können, zu welchen Konditionen sich die Einwanderer in die Sicherungssysteme ein- kaufen können. Klar ist: Eine solche Alternati- ve ist nur mit einer Neuverhandlung der Per- sonenfreizügigkeit denkbar.

## Personenkontrolle

**Bodenmann, Levrat, Hubacher, Tschäppät, de Watteville, Bärenbold, Widmer-Schlumpf, Hanselmann, «Carlos», Strehle, Canonica**

In vitalen Familien führe jeder Geburtstag zu einem mehr oder minder heftigen Familienkrach, schrieb Ex-SPS-Präsident **Peter Bodenmann** in einer Generalattacke auf die Politik seiner Partei im Gewerkschaftsblatt *Work*. Als die SPS am letzten Samstag in Bern ihre 125 Jahre feierte, zeigte sich der Kritiker aber nicht. Umso giftiger schlugen seine Genossen zurück. Präsident **Christian Levrat** höhnte, bei jedem Familienfest gebe es einen Onkel, der



**Trödelhändler:** Stadtpräsident Tschäppät (SP).

davon schwärme, dass früher alles besser war. Alt-Präsident **Helmut Hubacher** spottete über seinen erfolgreichen Nachfolger: «Er ist verbittert – er wollte nicht Hotelier werden.» Nicht fehlen durfte bei den faulen Sprüchen der Berner Stadtpräsident **Alex Tschäppät**. Er hatte sozialdemokratischen Kunsttrödel zu versteigern, so ein Schriftbild mit Parteiparolen. 500 Franken wollte der Auktionator dafür: «Wenn Bodenmann das Programm zensuriert hat, ist es nur noch 200 Franken wert.» (*sär*)

Bei der Vorstellung des neuen Staatssekretärs für internationale Finanzfragen, **Jacques de Watteville**, witzelt SRF-Bundeshauskorrespondent **Hans Bärenbold**, der auf seine Pensionierung wartet: «Sie sind offenbar einer der wenigen, die mit über sechzig eine neue Stelle finden.» Wie lange er denn bleibe, fragt er den 62-jährigen Staatsdiener. «Soll ich die Frage beantworten?», mischt sich Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) ein. Und der Fernsehmann gibt zurück: «Nein, Sie bleiben ja sowieso nicht mehr so lange.» (*sär*)

Die St. Galler Regierungsrätin **Heidi Hanselmann** (SP) ist nicht nur Gesundheitsdirektorin, sondern auch noch Verwaltungsratspräsidentin aller staatlichen Spitäler im Kanton. Dass diese



**Vielseitig:** Regierungsrätin Hanselmann (SP).

Ämterkumulation heikel ist, zeigte sich bereits im letzten August, als die *Weltwoche* aufdeckte, dass das Gesundheitsdepartement einen Vorfall im Spital Wil SG vertuschen wollte. Die Chefärztin der Gynäkologie war der fahrlässigen Tötung schuldig gesprochen worden, weil sie bei einer siebenfachen Mutter, die eine Fehlgeburt erlitt, eine fatale Fehldiagnose gestellt hatte – dies sollte die Öffentlichkeit nach Meinung von Hanselmanns Departement, das eigentlich für die Überwachung der Spitäler zuständig ist, besser nicht erfahren. Nun zeichnen sich in der Gallsstadt neue Interessenkonflikte ab. Die bürgerlichen Parteien im Kantonsrat fordern in einer Motion eine Ämtertrennung zwischen dem Regierungsrat und dem Verwaltungsrat der Spitäler. Der Grund: Sollten die Tarifverhandlungen zwischen den Spitalern und den Versicherungen scheitern, muss das Gesundheitsdepartement entscheiden – mit Hanselmann als Direktorin. (*cal*)

In ihrer letzten Ausgabe umschrieb die *Weltwoche* das intensive Thaibox-Training des gewalttätigen Zöglings «Carlos» als Ausbildung zur «Kampfmaschine». **Res Strehle**, Chefredaktor beim *Tages-Anzeiger*, tadelte diesen Begriff in einem Kommentar postwendend als unsachlich und übertrieben. Just in der gleichen Ausgabe des *Tagi* findet sich ein *Magazin*-Bericht über die Schlagersängerin Francine Jordi, die als «Gefühlsmaschine» tituiert wird. Wir hätten gerne mehr über den sprachästhetischen Unterschied zwischen Kampf- und Gefühlsmaschine erfahren, doch Strehle mochte auf Anfrage zu diesem Thema keine Stellung nehmen: «Für das *Magazin* ist mein Kollege **Finn Canonica** verantwortlich.» (*axb*)



**Moral- und Gefühlsmaschine:** *Tagi*-Chef Strehle.

## Nachruf



**Hitlers Leibwächter:** Telefonist Misch.

**Rochus Misch (1917–2013)** — Er kannte Adolf Hitler aus nächster Nähe. Aber er mochte nichts Schlechtes über ihn sagen. Hitler sei kein brutaler Mensch gewesen, kein Monster und auch kein *superman*, sagte Misch den Medien. Er war nicht nur Hitlers Telefonist, sondern als Leibwächter auch für die Sicherheit des Führers verantwortlich. Misch tat das gerne, Hitler sei «ein wunderbarer Chef» gewesen, der ihm zu seiner Hochzeit eine Kiste Champagner geschenkt habe: «Er war so nett, so freundlich», erinnerte sich Misch.

Obwohl Misch fast rund um die Uhr Hitler zu Diensten stand und für die Telefonverbindungen verantwortlich war, will er nie etwas vom Genozid gehört haben. Die Endlösung sei ihm damals kein einziges Mal zu Ohren gekommen. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ein Massenmörder war», sagte Misch in einem seiner vielen Interviews. Das Elend der Verfolgten berührte ihn nicht. Nicht gleichgültig liess ihn das Ende des Mannes, den er so sehr verehrte. Misch versah im Bunker der Reichskanzlei seinen Dienst, als Hitler Selbstmord beging. Er habe, nachdem er die Tür zum Führerzimmer geöffnet hatte, gesehen, wie Hitler an seinem Tisch zusammengebrochen dasass. In diesem Augenblick habe er ihn als «arme Kreatur» erlebt. Misch, der kürzlich im Alter von 96 Jahren in Berlin gestorben ist, wollte bis zum Ende das Wesen seines Chefs nicht begreifen. «Wenn Hitler wirklich all diese schrecklichen Dinge getan haben soll, die man ihm vorwirft», fragte er einmal, «wie war es dann möglich, dass er unser Führer wurde?»

*Pierre Heumann*



# Das schlechte Vorbild

Von Urs Paul Engeler — Wählt Deutschland, so verfolgt die Schweiz das geschwätzige Treiben aufmerksam, gebannt, ja bewundernd. Politisch ist das unklug, gefährlich und schädlich.



Wer sich am deutschen Diskurs orientiert, politisiert im falschen Modell: Wahlwerbung in Berlin.

Deutschland ist gross, Deutschland ist stark, Deutschland ist mächtig, ein Koloss aus helvetischer Sicht, ein Kraftprotz, allezeit fähig, seinen Willen durchzudrücken, zumindest gegenüber der zehnmal kleineren *Schwiiz*. Bei allem Unbehagen, das die dominanten Lautsprecher aus dem Norden hierzulande erregen, in den Reflexen der Alpenrepublik steckt stets viel Faszination. Geschieht etwas in Deutschland, staunen die Eidgenossen in ein grosses Schaufenster. Das gilt zuerst für die Politiker, die in den deutschen Themen und Debatten die Anleitung suchen, wie sie selbst werden können wie die machtvollen Nachbarn. Eifrig Sukkurs leistet ihnen die nahezu geschlossene Gilde der Deutschschweizer Intellektuellen, die meist nur deutsche Themen und Denkschemata inhalieren und wiedergeben wollen oder können.

Die helvetischen Kopisten – und es sind ihrer zu viele – eilen in die falsche Richtung. Politisch führt der deutsche Weg der Gegen-

wart geradewegs in die Irre, gedanklich in die Enge.

Steigen Angela Merkel (CDU) und Peer Steinbrück (SPD) in ein inszeniertes «TV-Duell», unterhält ein eher gemässigter Flügel der Sozialdemokratie (CDU) sich mit dem etwas linkeren Flügel der sozialistischen Familie (SPD) lediglich über das Tempo der Verstaatlichung des menschlichen Lebens und der Wirtschaft. Es wird nicht grundsätzlich über gegensätzliche Richtungen und Konzepte gestritten, sondern, gekannt langfädig, über Scheindifferenzen und Graduelles getalkt. Wenn Knaller Steinbrück die Einführung von staatlich fixierten Mindestlöhnen fordert, welche die Unternehmen noch mehr fesseln, dann echot Madame Merkel, man könne das gleiche Ziel «besser» über staatlich vorgeschriebene Tarifverträge (schweizerisch: GAV) erreichen.

Über die weitere Knebelung der freien Wirtschaft sind Deutschlands Spitzenleute sich

längst einig. Die Unterschiede liegen noch in der Semantik und im finanziellen Feintuning. Die Opposition braust vor, die Regierung nicht nach. In der Europapolitik sind nur die Rollen vertauscht: Hier gibt die Regierung den Takt vor, und die Opposition klatscht mit. Der fatale Dauertransfer von deutschen Vermögen in die Schuldenstaaten wird von beiden Gruppen mitgetragen, ebenso der Atomausstieg und sämtliche sozialpolitischen Ausbaupläne.

## Auch einmal wendig sein wie Merkel

Das Gekeife, das aufgeführt wird, damit es so tönt, als bekämpften sich Ideologien, dient allein der Pflege der kleinen, unwesentlichen Unterschiede. Die Kanzlerfrage ist Geschmackssache. Gerhard Schröder (SPD) war liberaler und reformfreudiger als Angela Merkel (CDU). Peer Steinbrück als Kanzler wäre nur leicht etatistischer als die jetzige Amtsinhaberin. Die Regierungswechsel der letzten

Jahre waren Spielereien mit den Parteifarben und keine Richtungswechsel.

Die Schweiz darf sich von der absurden deutschen Debatte 2013 nicht anstecken lassen. Mit «bürgerlich» oder gar «liberal» – unwiderlegt die Garanten für eine günstige Entwicklung des Menschen und der Wirtschaft – hat keine Diskussion zu tun. Jeder Dialog dreht sich immerzu allein um die Frage: «Wie viel mehr Staat an welchem Ort in welcher Zeit?» Wer sich am deutschen Diskurs orientiert, politisiert im falschen Modell.

Die «bürgerlichen» Schweizer Nachbar/-innen haben sich schon beim Atomausstieg ins Bockshorn jagen lassen. 2011 wollte Energieministerin Doris Leuthard (CVP) auch einmal wendig sein wie Angela Merkel. Seither muss sie in immer peinlicheren Schritten krebserkrankt, krebserkrankt. Und FDP-Präsident Philipp Müller schlug nach Merckels Muster vor, die gewerkschaftliche Initiative für staatlich garantierte Mindestlöhne mit staatlich aufgezwungenen GAV umzudeuten. Zwar geht die Partei wieder auf Distanz zu diesem wirtschaftslähmenden Unsinn. Der Kampf gegen die deutschen Modelle ist aber noch nicht ausgestanden.

### Mehr Sozialstaat trotz leeren Kassen

Wer deutsche Politik einsaugt, wird infiziert von zwei Krankheitserregern: von der Vorstellung, dass nur der wuchernde Zentralstaat dem einzelnen Menschen helfen könne, und von der Idee, gemäss der das europäische Grossreich EU die Rivalität der Nationalstaaten breche, den Wettbewerb neutralisiere, die Ökonomie gleichgeschaltet lenke, die Starken bändige und so die Besonderheiten der Regionen, der Volkswirtschaften und Länder in nahezu heiliger Harmonie ausgleiche.

Die Resultate dieser Utopien sind verheerend. Die Schuldenlast des tüchtigsten EU-Landes wächst und wächst und wird demnächst die Marke von 2100 Milliarden Euro erreichen. Das entspricht einer Verpflichtung von 26 200 Euro pro Kopf oder einer Last von 82 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP). Anders gesagt: Die deutsche Wirtschaft müsste 300 Tage, also vom 1. Januar bis zum 26. Oktober, allein für die Staatskasse arbeiten, um das Loch zu stopfen. Die – illusorischen – Euro-Vorgaben (Stabilitätspakt) verlangen übrigens eine Schuldenobergrenze von 60 Prozent des BIP. In diesen Zahlen sind die (weitgehend faulen) Kredite, welche die Deutsche Bundesbank via Europäische Zentralbank den konkursiten Euro-Brüdern und -Schwestern laufend gewähren muss, noch nicht enthalten. Die ausstehenden Guthaben, die aus politischen Gründen nicht abgeschrieben werden dürfen, beliefen sich Ende August auf gigantische 574 Milliarden Euro.

Trotz leerer Kassen wird weiter Geld nach Europa verschoben, wird der Sozialstaat

## Politik

# Deutsche Irrtümer

**Manche deutsche Ideen lösen die Probleme nicht. Dafür schaffen sie neue. Abschreckende Beispiele aus dem Norden.**



*Erschütternde Realität: Energiewende.*

Der wohl folgenreichste Irrtum der deutschen Innenpolitik ist die Energiewende. Ihr Ziel: eine saubere und günstige Energieversorgung. Sauber, weil die Stromproduktion ohne fossile Energie auskommen soll. Günstig, weil so die externen Effekte, namentlich die Umweltbelastung, langfristig verschwinden. Die Realität nach mehr als zehn Jahren Erneuerbare-Energien-Gesetz ist erschütternd: Der Strompreis für die Verbraucher steigt. Und von Umweltschutz kann keine Rede sein: Gemäss Bundesnetzagentur sind derzeit Steinkohlekraftwerke mit einer Nettoleistung von 6,4 Gigawatt im Bau – gut fünfmal die Leistung des Kernkraftwerks Leibstadt.

Die Politik unseres Nachbarlandes bietet eine Reihe weiterer Beispiele, deren Nachahmung teuer und unklug wäre. Etwa den Unterhalt der Infrastruktur: Deutsche Strassen sind zum grossen Teil in schlechtem Zustand. Etwa jede vierte Brücke müsste erneuert oder saniert werden. Deutsche Autofahrer bezahlen zwar mehr Steuern und Abgaben als wir in der Schweiz, aber das Geld wird umverteilt (in den Sozialstaat und nach Europa) statt in den Strassenunterhalt investiert. Als Folge davon nimmt die Leistungsfähigkeit des Strassennetzes ab, die Stauzahlen steigen.

Volkswirtschaft und Umwelt werden zusätzlich belastet.

Deutschlands Arbeitsmarkt ist stark reguliert, der Kündigungsschutz ausgebaut. Gemäss OECD hat Deutschland mittlerweile die strengsten Bestimmungen aller Mitgliedstaaten. Die Organisation in Paris kritisiert diesen Zustand und warnt davor, die Wettbewerbsfähigkeit aufs Spiel zu setzen. Dass Deutschland mit immer mehr Regulierung auf dem falschen Weg ist, zeigen die Zahlen: Ende August lag die Arbeitslosenquote bei 6,8 Prozent (Schweiz: 3 Prozent).

### Hehre Ziele – verfehlt

Nicht zur Nachahmung empfiehlt sich die deutsche Steuerpolitik. Ungeachtet von Kuriosum wie einer Kaffee- oder Kinosteuer, belastet Deutschland seine Bürger massiv: Alleinstehende müssen rund die Hälfte ihres Einkommens an den Staat abtreten, nur Familien mit sehr tiefem Einkommen müssen weniger als ein Drittel des Einkommens abgeben, die anderen mehr. Trotzdem (oder gerade deswegen) sind die deutschen Staatskassen leer.

Auch das vor zwei Jahren gestartete Bildungspaket ist gemäss aktuellen Medienberichten gescheitert. Kindern von Langzeitarbeitslosen und Niedrigverdienern hätten das Mittagessen in der Schule oder die Schülerreise bezahlt werden sollen. In der Realität erwies sich die Umsetzung als zu kompliziert, zu bürokratisch, zu praxisfern.

Die Liste liesse sich nahezu beliebig verlängern. Neben den grossen Irrtümern (Europapolitik, Energiewende, Steuern und Arbeitsmarkt) gibt es viele kleinere, die verdeutlichen, dass der deutsche Gesetzgebungs- und Regulierungsprozess in die falsche Richtung läuft. Beispiele sind die Umweltplakette für Autos oder das Dosenpfand. Beide Massnahmen hatten hehre Ziele: Die Plakette sollte die Feinstaubbelastung in den Innenstädten reduzieren, das Pfand die Konsumenten dazu bewegen, Mehrwegflaschen statt Einwegdosen zu kaufen. Beide Massnahmen wurden mit der für die deutsche Regulierung üblichen Gründlichkeit eingeführt – und haben ihr Ziel verfehlt.

In vielen Bereichen lösen die Ideen aus dem Berliner Bundestag keine Probleme, sondern schaffen neue. Die Schweiz tut gut daran, genau hinzuschauen – und die Fehler nicht zu kopieren.

*Christian Mundt*



kontinuierlich ausgebaut. Mit einem «Betreuungsgeld Eltern» prämiiert Merkel seit kurzem Frauen und Männer, die ihre Kinder zu Hause aufziehen. Kosten: 2,2 Milliarden Euro jährlich. Parallel dazu intensiviert ihre CDU-Familienministerin die (politisch höher gewichtete) teurere Fremdbetreuung des Nachwuchses. Sie ruft das «Jahr des Kita-Ausbaus» aus. Mit mittlerweile rund 300 Milliarden Euro sichert Berlin deutsche Familien rundum ab. Ab 1. August besteht ein «Rechtsanspruch» auf eine staatliche Bedienung der Sprösslinge.

Die Politik kennt nur eine Richtung: noch mehr Zentralstaat. Die Staatsquote, der Anteil von Bund und Ländern am BIP, bewegt sich rasch gegen die 50-Prozent-Marke. In der Schweiz kann diese Rate noch bei (immer noch zu hohen) rund 40 Prozent gehalten werden. Eine direktdemokratische Befragung deutscher Bürger, welche die kostspielige Berliner Bürokratie bezahlen müssen, die sie mit einem Reglementierungs-Tsunami zum scheinbar Guten lenkt, ist auf nationaler Ebene nicht vorgesehen.

Nicht einmal über die Verfassung («deutsches Grundgesetz») und deren Änderungen konnte das Volk je abstimmen. (Der Bayerische Landtag hat 1949 den von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs abgesetzten Erlass mit 101 gegen 63 Stimmen übrigens klar, aber folgenlos, versteht sich, verworfen.) Mittlerweile gilt die schwach legitimierte Urkunde nur noch, soweit sie den Europapolitikern nicht in die Quere kommt. Deutschland wird von weit oben und Brüssel gelenkt.

Bei jeder Klage gegen den Transfer von deutschem Vermögen in die marode Euro-Zone oder gegen die Abtretung hoheitlicher Rechte an die EU-Administration schützt das Verfassungsgericht den politischen Ausverkauf, indem es den Gesetzestext dehnt und wendet, bis er faktisch europakompatibel umgeschrieben ist. Die obersten Richter lassen es zu, dass das in der Verfassung festgelegte Budgetrecht des Deutschen Bundestags nach und nach an Brüssel abgetreten wird. Auch diese Anmassungen der «unabhängigen» Justiz, die Politik zugunsten der Politiker zu drehen, wird in der Schweiz, vor allem von den Richtern in Lausanne, gerne reproduziert.

### Zaghafter Widerstand ist erkennbar

Die Schweizer Politiker und Rechtsprecher, die sich von deutschen Paradigmen prägen lassen, blenden allerdings die Gegenbewegungen aus, die sich zwar noch zaghaft sowie schwach organisiert zu Worte melden, aber zu hören sind. An der Basis, vor allem in Süddeutschland, ist deutsche Politik weniger beliebt als bei den Schweizer Eliten.

Als 2010 ein SVP-Nationalrat die Eingliederung benachbarter Bundesländer und Provinzen vorschlug, stimmten auf der Online-Plattform des *Südkuriers* 73,44 Prozent der User, also hochgerechnet fast 8 der 10,6 Millio-

nen Baden-Württemberger, für einen Beitritt zur Schweizerischen Eidgenossenschaft. Auch wenn das Echo mehr Stimmungstest als politische Aktion war, die in den Kommentaren geäußerten Motive der Wechselwilligen kritisierten die fatalen politischen Konstanten: den wachsenden Geldbedarf der Berliner Zentrale, die Blähung der Administration und den permanenten Transfer der Steuerleistung des wirtschaftlich erfolgreichen Ländles nach Berlin und von dort in die invalide EU.

Vor einem Jahr hat der bayrische Publizist Wilfried Scharnagl, über Jahrzehnte engster Vertrauter von Franz Josef Strauss (CSU), die Nation mit dem Buch «Bayern kann es auch allein» aufgeschreckt. Das prosperierende Bayern, so seine Anklage, werde gleich doppelt ausgesaugt: von Berlin für den internen Finanzausgleich («Skandal», «Raubzug») und von Brüssel zur Rettung bankrotter Staaten («unerträglich»). Allein, schreibt Scharnagl, wäre Bayern, das immerhin eine vom Volk gutgeheissene eigene Landesverfassung hat, das achtwichtigste Land in Europa, Herr seiner

---

### An der Basis ist deutsche Politik weniger beliebt als bei den Schweizer Eliten.

---

Finanzen und Entscheide – und ohne das geldgierige Restdeutschland noch blühender.

Solcher Widerstand gegen die kollektiven Fehlentwicklungen hat es schwer. Immerhin hat der in seiner historischen Argumentation anfechtbare Münchner Traktat offenbar so viele Köpfe zum Nachdenken gebracht, dass Scharnagls Streitschrift wider den deutschen und europäischen Zentralismus und Etatismus medial niedergemacht werden musste.

Die jederzeit wirkungsvoll in Stellung gebrachte Waffe gegen das Wort freier Denker ist, deren Diffamierung. Die europa- und euro-skeptische neue Partei Alternative für Deutschland (AfD, Bericht, Seite 17), die in aktuellen Umfragen in die Nähe der Bundestagsreife rückt (4 Prozent), wird, gezielt diskriminierend, systematisch in die rechtspolitisch-populistische Ecke weggeschrieben. «Rechts» und «konservativ» sind Schimpfwörter; sie stempeln jeden zum Unmenschen und schliessen ihn so automatisch vom Diskurs der Vernünftigen aus. Eine Auseinandersetzung mit den mehr als bedenkenswerten Argumenten der AfD wird mit verbaler Gewalt billig unterdrückt.

Dass das AfD-Programm öffentlich nicht ernsthaft diskutiert wird (privat ist es durchaus Thema!), liegt weniger an der finanz- und wirtschaftspolitischen Spitzkehr, welche die Alternative fordert. Die Abwendung Deutschlands von Europa rührt viel tiefer, an das Trauma nämlich, an dem die deutsche Nation bis heute leidet: die Erbsünde aus der Zeit des Dritten Reichs. Auch siebzig Jahre nach dessen

Ende wirft die Erinnerung an die Nazis das Land derart aus der Bahn, dass der tiefere Grund allen politischen Handelns der Wille ist, ja nie mehr böse zu sein, ja nie mehr egoistisch zu handeln, nie mehr dominant und als bewaffnete Nation aufzutreten (Abschaffung der Wehrpflicht), jede Schuld zu anerkennen, ewig Busse zu tun, sowohl mit viel Geld wie durch die Unterwerfung unter die grosseuropäische Herrschaft.

Diese deutschnationale Psychose nährt das abgrundtiefe Misstrauen gegenüber dem ungebundenen Individuum und somit die Angst vor der direkten Demokratie. Im Gegenzug werden alle Ausländer als bessere Wesen überhöht mit Anspruch auf jeglichen Beistand. Fordert eine Gruppe wie die AfD neue Eigenständigkeit und die Wahrung legitimer Interessen ein, wird sie mit der Kampfparole «rückwärts-gewandte Renationalisierung» brutal zum Schweigen gezwungen. «Deutschland», so die repetitive Formel des Schuldbekenntnisses, habe eben «historisch eine besondere Verantwortung» – gegenüber Europa, gegenüber der Welt, gegenüber Ausländern. Aus diesen Denkwängen kann die Politik sich nicht befreien. Selbst Aussenminister Guido Westerwelle (FDP!) will die zentralistisch-bürokratische EU nicht etwa liberaler, lockerer, föderaler gestalten, sondern «weiter vertiefen». Anders geht nicht im deutschen Denkgefängnis.

Die politische und publizistische Schweiz echot devot. Schriftsteller Adolf Muschg: «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt: Geranienschmuck vor den Fenstern, die peinliche Sauberkeit.» Die professionellen Geschichtsumschreiber der Bergier-Kommission und ihre Lautsprecher versuchen, den unbescholtenen eidgenössischen Kleinbürgern, die sich standhaft gegen den Anschluss an Grossdeutschland gewehrt hatten, nachträglich das gleiche schlechte Gewissen einzuimpfen, das die Deutschen plagt und hemmt.

Wie die Deutschen beginnen nun auch Schweizer, die niemals nationale Gesetze verletzt haben, laufend Schuldbekenntnisse abzusondern und Ablasszahlungen in aller Herren Ländern zu leisten, in die USA, nach ganz Europa, Bulgarien (Automatismus der ersten Kohäsionsmilliarde), obschon die Schweiz seit 500 Jahren keinen Krieg mehr angefangen hat. Wagt ein Verband, wirtschaftliche Interessen und die letzten Wettbewerbsvorteile des Landes zu verteidigen, so heulen die infizierten internen Kommentatoren noch früher als die ausländischen Antagonisten: «Rosinenpickerei!»

Der selbstquälerische deutsche Diskurs bedrückt und schwächt jeden, der ernsthaft zuhört. Strahlen nördliche Rundfunkstationen Wahlkampf aus, so schalte der souveräne Schweizer um oder betrachte er die Darbietungen als schlechte Beispiele.

Weniger Deutschland macht froher, freier, florierender. ○





Parteien

## Die Ruhe vor dem Sturm

Die Alternative für Deutschland (AfD) will verhindern, dass noch mehr Geld von deutschen Steuerzahlern in den Süden von Europa gepumpt wird. Die etablierten Parteien und die Medien haben dem Volk Ersatzthemen wie die Homo-Ehe aufgetischt. *Von Petr Bystron*

Eigentlich müsste nun schon seit Wochen in ganz Deutschland ein spannender Wahlkampf toben. Doch Fehlannonce – der Wahlkampf findet fast gar nicht statt, sieht man von Kandidatenplakaten am Strassenrand ab. Als Merkel im Sommer in den Urlaub fuhr, herrschte auf allen Kanälen gar eine gespenstische Ruhe. Als wenn mit der Kanzlerin auch die ganze CDU verweist wäre. Merkels Herausforderer Steinbrück von der SPD wurde in Karikaturen als Boxer im leeren Ring dargestellt.

Änderung sollte das grosse TV-Duell der beiden Kontrahenten bringen. Unglaubliche achtzehn Millionen Zuschauer warteten Anfang dieses Monats mit Spannung auf einen Schlagabtausch. Passiert ist: nichts. Eine amorphe Merkel bot Steinbrück lediglich einen Hintergrund, vor dem er etwas Profil gewinnen konnte. Der grosse Knall blieb jedoch aus.

### Nach acht Jahren Merkel herrscht eine Stimmung wie in der DDR vor dem Mauerfall.

Das Problem steckt im System. Die Programme der beiden Volksparteien unterscheiden sich kaum. Die SPD hat beim Schielen auf die bürgerliche Mitte schon unter Kanzler Schröder ihre linken Positionen geräumt. Doch am linken Rand der politischen Mitte traf sie auf Merkel, die dort seit acht Jahren völlig ungeniert wildert und sich ein sozialdemokratisches Thema nach dem anderen einverleibt.

Und die Kleinen? Die in Merkels Schlepptau hinterherhechelnden Liberalen waren in vier Jahren Koalition kein einziges Mal in der Lage, sich mit einem ihrer ureigenen Themen zu profilieren. Und seitdem die schwarz-gelbe Koalition die Atomkraftwerke abschalten liess, ist selbst von den oppositionellen Grünen nichts mehr zu hören. Einzig die Kommunisten stänkern vom linken Rand tapfer gegen das System an. Doch wer nimmt diese schon ernst?

### Totschweigen und ignorieren

In Deutschland herrscht nach acht Jahren des Systems Merkel eine Stimmung wie in der DDR am Vorabend des Mauerfalls. Die herr-

schende politische Klasse tut so, als sei alles in bester Ordnung. Dem Volk werden Ersatzthemen wie die Homo-Ehe aufgetischt. Aber eine offene Diskussion über das wichtigste Thema dieser Dekade – die immense Überschuldung der südeuropäischen Länder und vor allem die Überführung dieser Schulden von den Banken auf die öffentlichen Haushalte – wird mit dem Hinweis erstickt, diese Politik sei «alternativlos». Nicht ohne Grund bezeichnen weite Teile der deutschen Bevölkerung CDU/CSU, SPD, FDP und Grüne als Blockparteien.



Welle des Entsetzens: AfD-Wahlveranstaltung.

Viele Menschen wandten sich von der Politik ab. Bei Wahlen suchten vor allem Wirtschaftsliberale und Wertkonservative in den letzten Jahren nach einer Alternative. Sie fanden sie in der Alternative für Deutschland (AfD). Über 16 000 Mitglieder traten innerhalb von wenigen Wochen der erst im März dieses Jahres vom Hamburger Ökonomeprofessor Bernd Lucke gegründeten Partei bei. Seine Hauptforderung: Schluss mit der Rettung des Euros auf Kosten der deutschen Steuerzahler.

Seitdem herrscht Nervosität in den Reihen der etablierten Parteien. In der ersten Welle des Entsetzens forderten aufgeschreckte CDU-

Fraktionschefs von Hessen, Sachsen und Thüringen ihre Parteichefin und Kanzlerin Angela Merkel öffentlich zu einer offensiven Auseinandersetzung mit der AfD auf. Diese reagierte gereizt und bügelte die vier Rebellen in einer Sitzung des Parteivorstandes regelrecht zusammen. Merkels Taktik lautet nämlich: totschweigen und ignorieren. «Von Merkel lernen heisst siegen lernen», scheint das Motto der Stunde auch bei der SPD, den Grünen und den Liberalen zu sein. Die etablierten Parteien scheuen den Kontakt zur AfD.

Eine ähnliche Situation herrscht in den Medien. In den öffentlich-rechtlichen Sendern, deren Führungsetagen traditionell von den etablierten Parteien besetzt werden, fand eine Berichterstattung über die AfD in den letzten Wochen gar nicht statt. Andere, vor allem die Blätter der Merkel-Freundin Friede Springer, schreiben die AfD systematisch klein und schlecht. Allen voran die Boulevardzeitung *Bild*. Trotzdem schafft die AfD in allen Lesenumfragen in diesen Medien ein zweistelliges Ergebnis – selbst in der *Bild*.

### Eine Überraschung wird befürchtet

In den offiziellen Umfragen der grossen Meinungsforschungsinstitute rangiert die AfD bei drei bis vier Prozent. Doch diese Daten werden «bereinigt», geben die Institute zu. Die wahre Stärke der AfD traut sich niemand zu prognostizieren. Immerhin orakelte der Forsa-Chef Manfred Güllner unlängst, er befürchte, die AfD werde noch überraschen. In der letzten Woche könne es noch zu einer gewaltigen Verschiebung kommen.

Das klingt nach Prophylaxe: Offenbar möchte er sich eine erneute Peinlichkeit wie jene bei drei Landtagswahlen in der Vergangenheit ersparen. Da hatte er, wie auch alle anderen Umfrageinstitute, zwei rechte Parteien wochenlang systematisch unter drei Prozent gedrückt, um sie nicht durch gute Umfragewerte noch weiter in der Wählergunst aufzuwerten. Trotzdem zogen beide mit über zehn Prozent der Stimmen in die Landtage ein.

Petr Bystron ist Leiter Wahlkampfstrategie der Alternative für Deutschland in Bayern.

## Game over

Von Henryk M. Broder — Egal, wer gewinnen wird, Hauptsache, der Wahlkampf ist endlich vorbei.



Lieber Gott, lass es bitte bald vorbei sein, ich halte es nicht mehr aus! Dieser Wahlkampf macht mich fertig. Lass die CDU gewinnen und mit der SPD eine Grosse Koalition

bilden. Oder mit der FDP weitermachen. Oder lass die SPD mit den Grünen und den roten Socken von der Linkspartei zusammengehen. Oder lass ein Wunder geschehen, gib der FDP die absolute Mehrheit, damit sie allein regieren und endlich «die Mitte entlasten» kann. Mir ist alles recht, mir ist alles egal, ich will nur, dass es endlich vorbei ist!

Ich kann diese blöden Fressen der Politiker nicht mehr sehen, die sich gegenseitig in Belanglosigkeiten überbieten. Ich kann diese blöden Fressen der Journalisten nicht mehr sehen, die so tun, als würden sie die Politiker ausfragen, wobei sie nur ihren eigenen Übergang vom Journalismus in den Staatsdienst vorbereiten, so wie Steffen Seibert, der die Nachrichten im ZDF präsentierte, bevor er Regierungssprecher von Angela Merkel wurde. Ich kann diese Wüschelrutengänger nicht mehr sehen, die sich darüber auslassen, welche Halskette Angela Merkel getragen hat und was das für eine Bedeutung gehabt haben könnte.

Es ist egal, wer dieses Land regiert. In der Schweiz haben die Wahlen keinen Einfluss auf die Zusammensetzung der Regierung, und in Österreich wird Politik nicht im Parlament, sondern vis-à-vis, in einem Hinterzimmer des «Café Landtmann», gemacht. Und beiden Ländern geht es gut. Lass die Deutschen Autos und Autobahnen bauen, das können sie, lass sie Windräder, Fotovoltaik-Anlagen und energie neutrale Häuser errichten, lass sie einen «Veggie Day» einführen, lass sie Tag und Nacht über soziale Gerechtigkeit und das bedingungslose Grundeinkommen debattieren, lass sie «umfairteilen», von oben nach unten, von West nach Ost, von rechts nach links oder meinetwegen auch umgekehrt, aber mach diesem Trauerspiel namens Wahlkampf ein Ende!

Gib Peer Steinbrück ein Pferd und einen Säbel, schicke Sigmar Gabriel zu den Weight Watchers, schenke Guido Westerwelle eine neue Aktentasche, und lass Locken auf der Glatze von Gregor Gysi wachsen. Erhöre mich! Erlöse uns! Wer, wenn nicht *Du*? Wann, wenn nicht jetzt?

## Erst abdrücken, dann zielen

Von Silvio Borner — Fünfzig Millionen Franken lässt sich die Schweiz zwei Forschungsprogramme zur Energiewende kosten. Auch dieses Feigenblatt macht die Energiewende nicht besser.

Mehr als zwei Jahre nach dem überstürzten Bauchentscheid von Bundesrat und Parlament, aus der Kernenergie auszusteigen, will die Politik nun doch auch den Kopf ansprechen. Mittels zweier nationaler Forschungsprogramme sollen die technisch-ökonomischen Voraussetzungen für die fahrlässig proklamierte Energiewende wissenschaftlich abgeklärt werden. Dafür sind knapp 50 Millionen Franken reserviert, wovon ein grosser Teil einen riesigen Verwaltungsapparat alimentieren wird.

Rekapitulieren wir kurz die Geschehnisse der letzten zwei Jahre: Zunächst entscheidet man ohne nachvollziehbare Grundlage, also rein opportunistisch, dass die Schweiz auf neue Kernkraftwerke verzichten wird, was einem Technologieverbot gleichkommt. Die offiziellen Szenarien für den Ersatz dieser Energiequelle wie auch für die notwendigen Energieeinsparungen sind – gelinde gesagt – Wunschträume. Zwei Jahre später soll jetzt erforscht werden, wie das denn technisch und politisch zu bewerkstelligen wäre.

Im Gegensatz dazu hatte man bei der Gentechnologie zumindest vorerst nur ein Moratorium beschlossen, um mit einem nationalen Forschungsprogramm die Chancen und Risiken abzuschätzen. Dummerweise kam dabei heraus, dass es eigentlich keine Risiken, aber beträchtliche Chancen gibt. Das Moratorium wurde trotzdem verlängert und muss mit dem Makel leben, aus wissenschaftlicher Sicht unnötig zu sein.

Bei der Energiewende hat man daraus gelernt und schon bei der Ausschreibung alles vorgekehrt, um politisch nicht gewollte Forschungsergebnisse so weit wie möglich auszuschliessen. Ich weiss aus eigener Erfahrung als früheres Mitglied solcher Expertenkommissionen, wie stark die Ergebnisse durch die Projektausschreibung und -vergabe «verpolitisiert» sind. In der Zwischenzeit wurden die Methoden der Manipulation verfeinert, was das Ganze nur noch gefährlicher macht. Aus politischen Vorgaben ist noch nie gute Wissenschaft entstanden, wofür man zum Beispiel in der Sowjetunion bitter bezahlt hat.

Der Denkfehler bei nationalen Forschungsprogrammen ist immer derselbe: Im Gegensatz zur Grundlagenforschung entstehen technologische Innovationen, also bahnbre-

chende Erfindungen wie der Verbrennungsmotor, die Elektrifizierung oder Digitalisierung nicht durch staatliche Förderung, sondern durch risikoreiche und profitorientierte unternehmerische Investitionen. Vor ziemlich genau 100 Jahren war völlig unklar, ob die Zukunft des Autos eine elektrische oder fossile würde. Edison und die meisten Experten optierten für das Elektroauto. Aber Henry Ford machte das Rennen und gewann an der ökonomischen Front.

### Beispiel USA

Dieser Mechanismus kann auch beim Thema Energiewende nützlich sein. So hat die Energiewende in den USA nichts mit Forschungsförderung und schon gar nichts mit der Subventionierung bestimmter Technologien zu tun, sondern allein mit der Verbissenheit eines unbeirrbareren Unternehmers. Die einzige staatliche Stütze war ein sogenannter «Tax Credit» für Investitionen in neue Bohrvarianten. Die Voraussetzung dafür war, dass er im traditionellen Öl-Business Gewinne erzielte und auf eigenes Risiko eigenes Geld in neue Bohrmethoden investieren konnte.

Man vergleiche einmal so etwas typisch Amerikanisches mit der deutschen oder schweizerischen Subventionssiesskanne!

Der Erfolg gibt der amerikanischen Lösung recht: Der Club of Rome schätzte im Jahr 1972, dass den USA im Jahre 1987 das Erdgas ausgehen werde. Heute ist die Versorgung (bei dreimal höherem Verbrauch) auf mindestens 50 Jahre gesichert, weltweit auf 200 Jahre. Und das alles ohne nationales Forschungs- oder Förderprogramm.

Nicht nur bei alternativen Förder- oder Produktionsmethoden, sondern auch bei der Energieeffizienz wird es früher oder später revolutionäre Innovationen geben. Aber diese lassen sich nicht voraussagen und schon gar nicht politisch aus dem Hut zaubern. Wenn sie wirtschaftlich attraktiv sind, werden sie ganz von allein umgesetzt. Als die Glühbirne erfunden wurde, musste man die Öllampen auch nicht erst verbieten.

Und noch ein Letztes: Gerade die Forschung ist heute extrem globalisiert. Ein nationales Forschungsprogramm (ausser für die Schweizer Dialekte oder das Schwingen) ist deshalb a priori völlig verfehlt.





# Hollande in der Syrien-Bredouille

Von Hansrudolf Kamer — Hollande wird wegen seiner Syrien-Politik von allen Seiten attackiert – für das, was er tut, und für das, was er unterlässt. Er wird als Obamas Lakai dargestellt.



Die beliebte Fernsehshow «Les Guignols de l'info» zeigt den französischen Präsidenten, wie er seinen offiziellen Besuch einer Schule unterbricht, um bei Obama anzufragen, ob er die Toilette be-

suchen dürfe. Die beissende Satire zeigt wieder einmal, dass Unterstützung für Amerika in der französischen Politik gefährlich sein kann.

François Hollande kann nicht gewinnen – was auch immer er tut. Die Karikatur von Hollande als Lakai der USA erinnert an Tony Blair, den früheren Labour-Premierminister jenseits des Ärmelkanals, der als Pudel des amerikanischen Präsidenten lächerlich gemacht worden war, weil er sich prominent für das Eingreifen im Irak eingesetzt hatte.

Nach seiner erfolgreichen Militärintervention gegen islamistische Rebellen in Mali hatte Hollande eine kurze Blüte bei den sonst für ihn düsteren Meinungsumfragen erlebt. Plötzlich wirkte er entscheidungsfreudig, mutig, richtungweisend, ganz im Gegensatz zu seinem sonstigen Erscheinungsbild, das ungefähr das Gegenteil suggeriert.

Die Aussenpolitik bietet ihm an sich die Gelegenheit, als Oberhaupt der Franzosen zu handeln, Würde zu tanken und die kleinlichen Tiefschläge der normalen Politik vergessen zu machen. Grossdemonstrationen der Gewerkschaften gegen seine – höchst moderate – Rentenreform zeigen an, dass er auf dem innenpolitischen Schlachtfeld kaum vorwärtskommt. Ablenkung ist erwünscht, wenn sie gelingt.

Paris hatte schon früh – noch unter Sarkozy – gegen Assad rhetorisch mobilgemacht und sich für die Unterstützung der syrischen Aufständischen eingesetzt. Hollande führte im Wesentlichen die Politik seines Vorgängers weiter. Frankreich, eine Nation mit Erinnerungsvermögen, empfindet für sein ehemaliges Mandatsgebiet, das auch den Libanon umfasst, eine gewisse Verantwortung.

Durch Obamas Rückzieher – die Hinwendung zum Kongress und das Eingehen auf Putins C-Waffen-Initiative – wurde Hollande kalt erwischt. Und die Widerstände wachsen, je länger die Entscheidung über das Ob, das Wie und das Wann einer militärischen Bestrafungsaktion

hinausgezögert wird – in Amerika nicht anders als in Frankreich, wo sich inzwischen mehr als zwei Drittel aller Befragten gegen eine Militäraktion aussprechen.

Ein französischer Präsident sei nicht verpflichtet, so hiess es im *Figaro*, auf Basis der Meinungsumfragen zu regieren. Dann folgte das Aber: Wenn es um Fragen zu Krieg und Frieden gehe, sollte man sie auch nicht ignorieren. Mit diesem ausgewogenen Einerseits-andererseits kann Hollande natürlich wenig anfangen.

## Machtlosigkeit im Scheinwerferlicht

Zumal es gar nicht um Krieg und Frieden geht. Krieg findet bereits statt, und nur die wenigsten glauben, dass nach einer amerikanisch-französischen Bestrafungsaktion Frieden einkehrt. Obama und Hollande werden nicht müde, zu versichern, sie wollten nicht in den Bürgerkrieg eingreifen, nicht Assad stürzen, nicht den Rebellen zum Sieg verhelfen. Es gehe um «internationale Glaubwürdigkeit», was immer das ist, zugunsten des Anwendungsverbots von Chemiewaffen.

Die Begründungen der beiden linken Irakkrieg-Gegner aus den Jahren 2002/03 überzeugen kaum. Nur um «ein Zeichen zu setzen», dafür sind sich die Franzosen zu schade. Es ist noch nicht so lange her, dass ihnen verkündet

wurde, die Grösse Frankreichs bestehe gerade darin, nicht im Schatten Amerikas gegen einen Diktator vorzugehen, der Giftgas gegen seine eigene Bevölkerung eingesetzt hatte – Saddam Hussein. Präsident Chirac hatte dieses Gefühl erfolgreich bewirtschaftet.

Ein ehemaliger (Vietnam-)Kriegsgegner, nun Bestrafungsaktion-Befürworter, der amerikanische Aussenminister John Kerry, versuchte am Wochenende in Paris Hollande den Rücken zu stärken. Der rastlose Weltreisende erklärte, ein Verzicht auf die Militäraktion komme einem neuen «München» gleich.

Der historische Vergleich ist wohl eine Nummer zu gross geraten. «München» war im Kalten Krieg ein Argument, das die Rechte brauchte, um der Linken Appeasement vorzuwerfen: 1938 erlaubten Grossbritannien und Frankreich Hitler die Besetzung des Sudetenlandes, statt ihm Widerstand entgegenzusetzen. «Peace for our time» führte direkt in den Krieg.

Hollande wird für alles kritisiert – seine Politik mag widersprüchlich sein, die Kritik an ihr ist es erst recht. Sie spiegelt die Zerrissenheit in der französischen Politik und Meinungslandschaft. In der Nationalversammlung wurde Hollande vorgeworfen, er habe zu schnell gehandelt, dann wieder, er sei zu ängstlich und schütze nicht die Prärogativen des Präsidentenamtes. Der Stolz und die Unabhängigkeit Frankreichs seien ihm gleichgültig.

Wie immer man es aber auch dreht und wendet, Hollande ist es wieder gelungen, seine eigene Machtlosigkeit ins Scheinwerferlicht zu stellen. Das Glück lächelt ihm wahrlich nicht. Die Sonne von Austerlitz, die Napoleon einst zum Sieg verhalf, hat er jedenfalls noch nicht gesehen.



*Spiegel der Zerrissenheit:* französischer Staatspräsident Hollande.

## 125 Jahre mit und ohne Kuchen

Von Christoph Mörgeli

**E**in wahrhaft historisches Jubiläum in top-fitem Zustand. Darum titelte das *St. Galler Tagblatt*: «In 125 Jahren nicht gerostet». Keinerlei Rostfrass also auf dem leuchtenden Rot. Gründer im Jahr 1888 waren sechzehn Männer. Aus der reinen Männergesellschaft wurde eine Gemeinschaft für beide Geschlechter. In den 125 Jahren Vereinsgeschichte habe es gute und schlechte Zeiten gegeben. Kurz: «Der Turnverein Abtwil-St. Josefien feiert in diesem Jahr das 125-Jahr-Jubiläum.»

Mit leiseren Tönen feierte auch die SP Schweiz ihren 125. Geburtstag. Nämlich mit einem Klavierduo der Bundesräte Simonetta Sommaruga und Alain Berset. Ein bisschen Geklimper. Null Politik. Ein Grund, SP zu wählen? Dabei gäbe es viel Geschichtliches zu erzählen. Etwa, dass der SP-Gründer Albert Steck ein Freisinniger war, der den internationalen Sozialismus ablehnte. Oder dass die SP im Generalstreik von 1918 nachweislich die junge Sowjet-Diktatur zum Vorbild hatte. Die *Tagwacht* widmete noch 1943 als offizielles SPS-Organ Benito Mussolini einen jubelnden Geburtstagsartikel und feierte den obersten Faschisten als «politisches Genie von grosser dynamischer Kraft». Um 1960 forderten führende SP-Politiker den Bau einer Schweizer Atombombe. Und Energieminister Willi Ritschard (SP) war so ziemlich der grösste Kernkraft-Turbo aller Zeiten.

«Möge die SP ein Stachel im Fleisch bleiben», lauten Jubiläumsgrüsse in *20 Minuten*. Dabei hat die Partei ihren Stachel längst verloren und sitzt in allen staatlichen Fleischtopfen. Um dies zu tarnen, gab's am Fest haufenweise Geburtstagskuchen. Die Partei der soziokulturellen Elite hat sich weit von den Armen entfernt. Ihr heutiges Vorbild ist Schloss Versailles mit Königin Marie Antoinette: «Wenn die Armen kein Brot haben, sollen sie doch Kuchen essen.»

Kein Zweifel, die Sozialdemokratie steckt in einer Sinnkrise: EU-Beitritt – unpopulär. Kapitalismusabschaffung – Shoppingverbot für alle. Energiewende – unbezahlbar. «Abzocker»-Debatte – längst von SVP-Minder besetzt. Fraktionschef Andy Tschümperlin setzt auf Anbiederung: «Ob an der Stange nun eine Schweizer oder eine Schwyzer Fahne weht, ist mir egal. Stören würde mich eine Zürcher Fahne.» So reden heute auch die Emmentaler Bauern nicht mehr. Aber der Provinz-Sozi meint, er sei damit auf der Höhe der Zeit.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Sempach, übernehmen Sie

Von Peter Bodenmann — Mit Schwingen statt Thaiboxen wird aus dem gefühlsarmen «Carlos» ein einfühlsamer Eidgenosse.



*Mutation des Thaibox-Monsters: «Carlos'» ehemaliges Trainingslokal.*

**W**ie lange bleiben die Schweizer beim Schwingen noch unter sich? Was geschieht, wenn die Secondos unseren zunehmend einträglicher werdenden Nationalsport für sich entdecken? Wird die Namensliste jener, die einen Kranz gewinnen, bald so bunt aussehen wie jene unserer Fussballnationalmannschaft? Vieles spricht dafür.

Thaiboxen ist – wie Kickboxen – eine recht brutale Kampfsportart. Schwingen dagegen ist ein freundeidgenössisches Wyberhaken-Reiben. Deshalb endete der Schlussgang 2013 mit einem sanften Kuss. Trotzdem werden die jungen Mannen immer athletischer. Deshalb gewann der drahtige Sempach Matthias gegen den gewichtigen Stucki Christian.

Für SVP-Mann Fredi Heer ist «Carlos» ein «Monster», obwohl sich der Thaiboxer in den letzten dreizehn Monaten offenbar wenig bis nichts hat zuschulden kommen lassen. «Carlos» sitzt jetzt wieder im Gefängnis. Viel billiger wird das leider nicht. Und auch nicht besser. Zudem spricht einiges dafür, dass «Carlos» vor Bundesgericht erst noch recht bekommt. Schlicht und einfach darum, weil die für «Carlos» zuständigen SVP-Richter diesen nicht schon wieder ins Loch stecken wollten.

Nur dreht sich die Spirale in die falsche Richtung, wenn der grüne Justizminister nicht bald eine Lösung findet. Was angesichts der engen medialen Begleitung nicht ganz einfach ist.

Das Gute liegt oft so nah: «Carlos» soll beim Metzger Sempach in die Lehre gehen. Beruflich und sportlich. Denn Metzger sind – wie Schwingler – feinfühlig Menschen. Sonst hätten sie einen anderen Beruf und einen anderen Sport gewählt. Und sonst hätte Sempach nach dem Sieg seinen Tränen nicht freien Lauf gelassen.

Der traditionsnahe Ernst Schläpfer könnte einmal pro Woche kurz bei Sempach und «Carlos» vorbeischauen, um festzustellen, dass alles halbwegs gut unterwegs ist. Schweizer Fernsehen, *Blick* und *Weltwoche* dürften exklusiv die Mutation des Thaibox-Monsters «Carlos» zum sanften Schwinger Kari medial begleiten.

Pro Monat könnte der zuständige SVP-Chef der Zürcher Jugendanwaltschaft dem Berner Sempach 20 000 Franken überweisen, solange dieser aus dem wilden, gefühlsarmen «Carlos» schrittweise einen einfühlsamen Eidgenossen machen würde.

In neun Jahren wäre «Carlos» absehbar so weit, dass er beim Eidgenössischen des Jahres 2022 den stolzen Muni gewinnen und diesen notfalls sogar noch selber metzgen könnte. Bis dann sollten die Schwingler in Sachen Doping wenigstens gleich gut kontrolliert werden wie die Velofahrer. Was heute leider noch nicht der Fall ist. Damit dieser «Carlos» in der Zwischenzeit nicht auch noch mit dem Dopen anfängt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Von 1997 bis heute

Von Kurt W. Zimmermann — Zeitungen werden langsamer und gelassener. Nur broschiert sind sie noch nicht.

Zwei Weltereignisse gab es Ende August 1997. Das erste epochale Ereignis spielte in Paris. Lady Diana starb den Unfalltod.

Das zweite epochale Ereignis spielte in Zürich. Der *Tages-Anzeiger* bekam ein neues Layout.

Um das Layout wurde damals fast zwei Jahre lang ein gewaltiger Aufwand getrieben. Entworfen wurde die neue, farbige Gestaltung von Designer Roger Black in New York. Die Projektleiter des *Tages-Anzeigers* flogen im Dauerrhythmus in die USA. 400 Gäste feierten schliesslich das Ereignis im Druckzentrum des Verlags. 20 000 Leser reagierten auf eine Fragebogen-Aktion.

Gleichzeitig mit dem neuen Layout erschien ein Buch über das neue Layout. Es hiess: «Eine Zeitung muss aussehen wie eine Zeitung.»

Ja, das waren noch Zeiten, damals in den neunziger Jahren. Zeitungen waren noch Kulturgüter. Wenn sie ihr Äusseres änderten, war es ein vorrangiges Gesprächsthema in ihrem Einzugsgebiet.

Heute sind Zeitungen kaum noch Kulturgüter. Sie sind Produkte in einem Markt, der ungleich härter geworden ist. Ein neues Layout ist darum nur noch ähnlich interessant wie ein neuer Opel-Heckflügel oder ein neues Omega-Modell.

Dennoch können uns Zeitungsdesigns einiges über den Schwebezustand der gedruckten Branche verraten, über ihre Risiken wie ihre Hoffnungen.

Ganz gut konnte man das diese Woche bei der *NZZ am Sonntag* sehen, die nun mit einem renovierten Auftritt daherkommt. Das Blatt ist ruhig, schon fast betulich, arbeitet mit grossen Bild- und Textflächen und will dadurch eine primäre Botschaft aussenden: «Wir sind anregend, aber seriös.»

Das Blatt liegt damit im Trend. Fast alle Blätter, die sich in den letzten Jahren ein neues Outfit gaben, sind optisch auf die Bremse getreten. Gute Zeitungen wirken heute unaufgeregter und gelassener als noch vor wenigen Jahren. Texte werden nicht mehr mit Farben unterlegt, Bilder nicht mehr möglichst originell zugeschnitten.

Darin spiegelt sich der demografische Wandel der Leserschaft. Das Publikum ist seit dem Jahr 1997 deutlich kleiner, älter, aber auch finanzstärker geworden. Das prägt die Produktverpackung. Kein Chefredaktor und kein Verlagsleiter glaubt noch daran, je einen jungen Smartphone-User als Abonnenten gewinnen zu können. Es macht also keinen Sinn, im Blatt juvenilen Grafik-Firlefanz aufzuführen.



Anregend, aber seriös: Chefredaktor Müller.

Ebenso verändert haben sich die Zeitungen durch den Wandel des Nachrichtentakts. Lange Zeit waren sie die schnellste Form der News-Übermittlung. Zeitungen bestanden aus textlastigen Depeschen, die – anders als Bilder – per Telegraf verbreitet werden konnten. Heute ist die Presse die langsamste Vermittlungsform für Aktualität, deutlich unflexibler als Internet, Social Media, Radio und TV. In puncto Trägheit ist die Presse heute nur noch vergleichbar mit Büchern, die inzwischen auch im 24-Stunden-Rhythmus hergestellt werden können.

Zeitungsredaktionen wollen darum nicht mehr schnell, sondern klug sein. Sie setzen auf Langsamkeit und Analyse. Sie versuchen die Verwandlung einer morgendlichen Zeitung in ein morgendliches Magazin. Das schlägt sich auch in der Optik nieder.

Am weitesten haben diesen Trend zur eleganten Bedächtigkeit manche deutschen Blätter vorangetrieben, etwa die *Welt* und die Sonntagsausgabe der *Frankfurter Allgemeinen*. In der Schweiz gehen nun die *NZZ am Sonntag* und länger schon der *Tages-Anzeiger* in Richtung Temporeduktion.

Zeitungsredaktionen sind auf dem besten Weg, uns Lesern morgendliche Bücher abzugeben. Es sind bloss Bücher ohne Broschur.

Hier liegt auch das Risiko. Wollen wir morgens schon ein Buch lesen? Von Langsamkeit zu Langatmigkeit ist es nur ein kleiner Schritt.

## Der Jongleur

Von Beatrice Schlag — Ein fabelhaftes Berufsgeheimnis.

Jahrzehntelang tourte Nino Frediani als «schnellster Jongleur der Welt» mit Ringen, Bällen und brennenden Fackeln durch Manegen und Klubs in Europa, Afrika und den USA. Dass seine Nummern so rasant wirkten, lag daran, dass der heute 73-jährige Artist seine jeweiligen Utensilien viel weniger hoch warf als die meisten Jongleure. 1980 zog er sich nach Las Vegas zurück. Dort trat er am liebsten in Klubs mit niedriger Decke auf. Den Grund nannte er weder seinen Arbeitgebern noch seinem Publikum: Frediani ist seit seiner Geburt praktisch blind.



Alles, was weiter weg ist als fünfzig Zentimeter, kann er nur äusserst verschwommen wahrnehmen. Er darf nicht Auto fahren und kann Gegenstände in seiner Wohnung nur finden, weil er sich ihren Standort einprägt. Menschen erkennt er an ihrer Stimme. Trotzdem wollte der Sohn eines Zirkusakrobaten unbedingt Jongleur werden. Und er wollte nicht, dass irgendjemand von seiner Behinderung erfuhr. Die Vorstellung, es könnte je ein Zuschauer aus Mitleid Eintritt bezahlen, war ihm unerträglich. Der knapp 1,65 Meter kleine Artist jonglierte ausschliesslich mit vergoldeten Requisiten, weil er das Glitzern des Goldes im Licht erkennen kann. Mehr als einmal wäre sein Geheimnis fast aufgefliegen. Zum Beispiel, als er nach einer Zirkusvorstellung in Paris dem damaligen französischen Präsidenten Georges Pompidou und dessen Gattin vorgestellt wurde. Er beugte sich vor, um der First Lady die Hand zu küssen, und erkannte erst im letzten Moment, dass die Hand nicht ihr, sondern dem Präsidenten gehörte. Pompidou habe die Hand blitzartig zurückgezogen und gesagt, die Show sei vorbei: «Er dachte, ich wolle mich über ihn lustig machen.»

In Las Vegas kannten wenige Freunde das Geheimnis Fredianis. Sie sagten, als «der blinde Jongleur» wäre er eine Riesennummer. Er lehnte ab. Vor wenigen Wochen gestand er bei seinem Auftritt in der Vegas-Show «Unstoppable» erstmals seine Behinderung und war danach völlig verblüfft, dass er es als grossartig erlebt hatte: «Warum habe ich nur so lange gewartet, bis ich sagen konnte, dass ich blind bin?» Weil man ihn heute bewundert, nicht bemitleidet.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine «Darf man das?»-Frage stellen, nur um ein *Weltwoche*-Abonnement abzustauben? *Simone Kocher, Solothurn*

Aber, aber, Frau Kocher. Keine Frage wird an dieser Stelle so oft gestellt wie diese. Sie befinden sich zwar also in bester Gesellschaft, fallen aber nicht gerade durch offen zur Schau gestellte Originalität auf. Trotzdem, einmal alle paar Jahre veröffentlichen wir auch eine solche gut abgehangene Eingabe und wünschen Ihnen, dass die *Weltwoche* Sie in Zukunft ab und an überraschen kann.

*David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

### «Der Präsident ist ersetzbar, das Vertrauen nicht.»

*Hans Peter Danuser*

#### Sehr wohl überlegt

Nr. 36 – «Ich sterbe, also bin ich»;  
Roger Köppel über Josef Ackermann

Die *Weltwoche* betrachtet den Rücktritt von Dr. Josef Ackermann als VR-Präsident der Zurich als «Fahnenflucht». Ein starker Ausdruck, den man eigentlich für kriegerische Auseinandersetzungen reservieren sollte. Im Artikel wird viel spekuliert, von Leuten aus dem «Umfeld» gesprochen, ohne dass der Leser dies überprüfen kann. Sollte es zutreffen, wie die *Weltwoche* schreibt, dass die Witwe gegen die Zurich/Ackermann eine «Schlammschlacht» entfesseln wollte, ist der Rücktritt tatsächlich der leider geeignete Schritt, um dies zu verhindern. Die Versicherung und Dr. Ackermann wären noch lange Zielscheibe von Verdächtigungen usw. geworden, ohne dass man die «Wahrheit» hätte eruieren können.

Ich selber kann zu Herrn Ackermann nur feststellen, dass er die «kleinen und schönen Seiten» des Lebens zu schätzen weiss. Ich sehe seinen Rücktritt als Beweis für seine grosse Sensibilität gegenüber einer Unabwägbarkeit, die die Versicherung getroffen hat, nämlich einem Freitod. Ich zolle diesem Entscheid Respekt, bedauere aber, dass er getroffen wurde. Ich habe die letzte GV der Zurich in bester Erinnerung, wo Josef Ackermann mit grösster Sachkenntnis und mit ausgewogenen Voten die Sitzung leitete. Wenn man der Presse einen Rat geben darf: Schützt die Privatsphäre und die innersten persönlichen Regungen und Überlegungen vermehrt.

*Max Meyer, Oberengstringen*

Ich kenne Joe Ackermann seit gut fünfzig Jahren und bin überzeugt, dass er sich seinen Rücktritt sehr wohl überlegt hat. Wenn einer keine Fahnenflucht begeht, dann er. Ein Blick auf Joes Laufbahn und Leistungsausweis zeigt das klar. Er übernimmt schlicht die Verantwortung als Präsident, auch wenn ihn objektiv keine Schuld trifft. Damit erspart er der Zurich eine Schlammschlacht, die ihrem Ruf und ihrem Wert massiv hätte schaden können. Sie sind das höchste Kapital einer Versicherungsgesellschaft.

Der Präsident ist ersetzbar, das Vertrauen nicht. Ackermann hat Mut gezeigt und Verantwortung übernommen. Ein leider seltenes Verhalten in einem Land ohne Rücktrittskultur. Die Kritik und Häme der *Weltwoche* kann er wegstecken. Wäre er geblieben, hätten Sie getitelt: «Ackermann scheut die Verantwortung!»

*Hans Peter Danuser, St. Moritz*

#### «Pöbelhafte Bigotterie»

Nr. 36 – «Editorial»  
von Roger Köppel

Herr Köppel bezeichnet den Selbstmord als Untat, die es gesellschaftlich zu ächten gelte. Diese Aussage darf nicht unwidersprochen bleiben. Köppel sieht sich selbst als Liberalen und sollte daher das unwidersprochene Fundamentalrecht eines jeden Menschen auf sein eigenes Leben nicht so leichtfertig als Untat abtun. Seine Forderung nach gesellschaftlicher Ächtung des Selbstmords erinnert beinahe schon an die «pöbelhafte Bigotterie» (Schopenhauer) der britischen Geistlichkeit des 18. Jahrhunderts, mit der David Hume – Vorreiter des von Köppel mit Recht so geschätzten britischen Liberalismus – zu kämpfen hatte und die ihn auch dazu führte, seinen Essay «On Suicide» erst postum erscheinen zu lassen. Wenn ein Liberaler den Selbstmord kritisieren will, so sollte er vielleicht eher dem gedankvollen Versuch John Stuart Mills in seinem Essay «On Liberty» folgen. Doch stattdessen schwingt Köppel in klerikaler Manie eine unliberale und philosophisch nicht unterlegte Moralkeule. Einen tröstenden Kontrapunkt zu diesem Editorial bildet hingegen der ausgezeichnete «Versuch über den Selbstmord» von Clancy Martin in der vorletzten Ausgabe der *Weltwoche*.

*Dominik Letsch, Zollikon*

Die Ächtung des Selbstmordes ist ideologisch begründet und hat mit Vernunft nichts zu tun. Überhaupt: Der Selbstmörder ist kein «Mörder, der die Untat an sich selbst verübt». Mord ist ein Verbrechen und keine Untat. Und der Ausdruck Suizid ist nicht die Neutralisierung des Selbstmordes, sondern die Übersetzung von Selbsttötung. Und da muss man unterscheiden. Es gibt den Suizid im aktiven Alter, aus was für Gründen auch immer, und der entzieht der Gesellschaft ein Potenzial. Und es gibt den Suizid im Alter, wenn der Schaden für Familie und Umfeld sich hauptsächlich auf der emotionalen Ebene abspielt und andererseits das Zur-Last-Fallen immer wichtiger wird und für die Familie und die Umgebung immer schwerer zu ertragen ist. Dann müssen wir lernen und als Gesellschaft akzeptieren, dass der alte Mensch in eigener Verantwortung und Selbstbestimmung den Willen zu gehen haben und ausführen darf und den Altersfreitod wählt. Der Altersfreitod hat nichts mit Glorifizierung zu tun, sondern mit Vernunft, und dessen Ächtung als Selbstmord ist nicht «vernünftig», sondern ist Ideologie, welcher Sorte auch immer. *Gustave Naville, Zumikon*



### Und die Eltern?

Nr. 36 – «Weg des geringsten Widerstands»;  
Alex Baur über den «Fall Carlos»

Jeden Tag gibt es im Fall des minderjährigen «Carlos» Neuigkeiten, grössere und kleinere Überraschungen. Erstaunlicherweise wird nur über «Carlos» allein berichtet. Hat er keine Familie? Er muss doch Eltern haben. In welcher Form – unter anderem erzieherisch und finanziell – haben sich diese seit der Geburt von «Carlos» bis heute mit der Entwicklung ihres Sohnes befasst? *Werner G. Huber, Winterthur*

### Sofort Justizdirektor

Nr. 36 – «Fünfzig Jahre Linksjustiz»;  
Kolumne von Christoph Mörgeli

Lieber Herr Mörgeli, wenn es Ihnen gelingt, einen wie «Carlos» mit dem «exakten Minimum der Skos-Richtlinien» (für Uneingeweihte: Das sind für eine Einzelperson im Kanton Zürich pro Monat knapp 2000 Franken, inklusive Wohnungsmiete) zu resozialisieren, dürfen Sie sofort Justizdirektor des Kantons Zürich werden und den Linken dann zeigen, wie man solche Probleme mit «Rechtsjustiz» besser lösen kann. Aber ich fürchte, es wird Ihnen nicht gelingen. Das Skos-Minimum wird nicht einmal fürs blosse Einsperren reichen. *Anton Witz, Oberrieden*

### Glücklicher Stadtrat

Nr. 36 – «Personenkontrolle»;  
zum Zürcher Stadtrat

Am zweitägigen Städtetag in St. Gallen hörte man unsere Stadtmütter und -väter über ihre Arbeitsüberlastung zum Wohle ihrer lieben Stadt Zürich jammern. Ich wurde ungewollt, aber wiederholt Zeuge eines genussreicheren Szenarios einer Klausurtagung unseres Stadtrats: Anfahrt mit schwarzen Luxuslimousinen in einem verwunschenen ausserkantonalen Prachthotel am Vortag, üppiges Nachtessen mit anschliessendem Barbesuch; Klausurbeginn anderntags um neun Uhr, um elf Uhr Apérobuffet, dann Mittagessen und Abholdienst wie gehabt. Glücklicher Stadtrat, der zu jammern versteht, auch ohne zu leiden.

*H. Scharpf, Zürich*

### Erfolgreich und unorthodox

Nr. 36 – «Das Chamäleon von Ostberlin»;  
Ralf Georg Reuth über Angela Merkel

Die Ausführungen des Autors bringen es treffend auf den Punkt. Denn nicht nur nach deutschem, sondern auch nach europäischem Massstab dürfte es keine andere führende politische Figur neben Angela Merkel geben, die derart erfolgreich und unorthodox ihr Mäntelchen nach dem Wind hängt. Weswegen man

sich schon ohne ein gewisses Pharisäertum die Frage stellen darf, wie sich eine Person, die zum eigenen Nutzen so flexibel und angepasst auf ihre Umwelt reagiert, vor 1989 verhalten hat. Zumal ihr Gegenkandidat Peer Steinbrück, auch wenn er im Westen aufgewachsen ist, erst kürzlich seine Stasi-Akte veröffentlicht hat und es mit der KGB-Gruppe Luch wohl von Moskau gesteuerte Bürgerrechtler gab, die gegen Ende der DDR ebenfalls im Umfeld des Demokratischen Aufbruchs und damit auch der deutschen Bundeskanzlerin gearbeitet haben!

*Rasmus Ph. Helt, Hamburg (Deutschland)*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

CREDIT SUISSE 



## Sie möchten Ihr Lebenswerk erfolgreich weitergeben.

Ein Generationswechsel in der Firmenleitung stellt Sie als Unternehmer vor vielfältige Herausforderungen. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung für Ihren Nachfolgeprozess und kontaktieren Sie Ihren persönlichen Berater oder rufen Sie uns an unter der Gratisnummer 0800 88 88 71.

Credit Suisse – Die Bank für Unternehmer

[credit-suisse.com/unternehmer](http://credit-suisse.com/unternehmer)

Jetzt bestellen:  
«unternehmer» Magazin zum  
Thema Unternehmensnachfolge

# Bürgerliches Störfeuer gegen die Armee

Die gefährlichsten Armeegegner sitzen nicht in der Ratslinken. Heckenschützen und Stimmverweigerer aus dem Bürgerblock gefährden die Sicherheit des Landes. Eine Chronologie der Attacken und Pannen vor der entscheidenden Weichenstellung im Ständerat. *Von Urs Gehrig*



*Beflissenes Schweigen:* Raphaël Comte (FDP).



*Unschuldsmiene:* Fabio Abate (FDP)



*Hält sich bedeckt:* Peter Bieri (CVP).



*«Wackelkandidat»:* Urs Schwaller (CVP).



*Widersprüchlich:* Christine Egerszegi (FDP).



*Position unklar:* Felix Gutzwiller (FDP).



*Keine Farbe bekennen:* Konrad Graber (CVP).



*«Massive Zweifel»:* Philipp Müller (FDP).



*Tirade gegen die Luftwaffe:* This Jenny (SVP).

Nun sollen die Würfel fallen. In der Herbstsession entscheidet das Parlament über den Kauf neuer Kampffjets. Und es geht um die Schlüsselfrage: Was ist uns die Verteidigung wert? Bemerkenswertes hat sich in den letzten Jahren abgespielt. Einmal wurde ein neuer Kampfflieger für unverzichtbar erklärt, dann waren die Kaufpläne wieder vom Tisch. Schliesslich wählte der Bundesrat die preisgünstigste Variante, ein Schwede namens Gripen (Greif), der so modern ist, dass er noch gar nicht fliegt. Einmal wollte der Bundesrat die Armee auf 80 000 Mann einschrumpfen, dann durfte es doch etwas mehr sein, aber Kosten sollte alles möglichst wenig. Ob mit den verordneten Sparübungen die Wehrfähigkeit garantiert sein wird, schien weniger wichtig, als beim Volk den Anschein zu erwecken, man sei des Geldes strengster Wächter.

Die Jahre des Feilschens und Lavierens wurden begleitet von Pannen und Störmanövern.

Die ärgsten stammten nicht aus der Ratslinken, sondern aus der bürgerlichen Mitte. Sie besonders haben erheblich zur Konfusion im Volk beigetragen. Das Tohuwabohu hat wenig mit Sparzwang und einem diffusen Bedrohungsbild zu tun. Es fehlt den Bürgerlichen an Know-how im Parlament. Jahrzehnte ist es her, als ganze Abordnungen von Offizieren im Parlament einsassen und militärischer Sachverstand in die Debatten einfließen liessen. Längst vergangen sind die Zeiten, als die Schweizer Armee felsenfest in der Privatindustrie verwurzelt war und es galt: «Gold am Hut tut der Karriere gut.»

## Chaotisch verlaufende Kampflinien

«Die klassische Armeelobby hat sich Ende des Kalten Krieges verabschiedet», sagt Roland Beck, Oberst im Generalstab a.D., Historiker und Ex-Chefredaktor der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift (ASMZ)*. Seit der Wirtschaftsstandort Schweiz militärisch nicht mehr

bedroht sei, hätten insbesondere die Freisinnigen das Interesse an der Armee verloren. Schlimmer noch: In diesen Kreisen seien etliche «sogar für die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht, weil diese unangenehme Militärabwesenheiten in der Arbeitswelt verursacht».

Den Tiefpunkt der Armeentwicklung orten Militärfachleute im Herbst 2010. Just in dem Moment also, als VBS-Chef Ueli Maurer den neuen Armeebericht vorlegt. Ein «Abbau auf allen Ebenen» wird darin skizziert. Verkleinerung des Heers auf 80 000 Mann bei einem Jahresbudget von 4,4 Milliarden Franken. Spätestens jetzt kippt in den Milizorganisationen die Alarmstimmung in Furor um.

Chaotisch verlaufen die Kampflinien. Der traditionelle Dreieck aus Bundesrat, bürgerlichen Parteien und Milizorganisationen zerbricht. Die Abwehrfront gegen die Attacken der Linken auf die militärische Landesverteidigung löst sich auf. Es beginnt ein intensiver



Zerreibungskampf innerhalb des alten Armeelagers. Nicht mehr die ausgewiesenen Armeeschaffer wie die Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) sind im Visier der Milizverbände, sondern die bürgerlichen Parteien.

Exemplarisch für diese Aufwallung ist ein Editorial im *Schweizer Soldat*, verfasst im Herbst 2010 von dessen Chefredaktor Oberst Peter Forster. Der «missratene» Armeebericht stelle viele Armeekader vor die Gewissensfrage: «Anpassung oder Widerstand?» Forster gibt die Antwort auf dem Fuss: «Widerstand tut not. Vom Parlament darf die Armee nur wenig erwarten.»

Ein hoher Offizier, der mehr oder weniger offen zum Widerstand gegen die eigene Regierung und deren Beschlüsse aufruft, das kommt nicht alle Tage vor. Doch Forster spricht aus, was manchen Offizier beelendet. In den bürgerlichen Parteizentralen mache niemand mehr einen Finger krumm zugunsten der Armee.

Der Armeebericht im Herbst 2010 wirkt als Fanal. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft (SOG) beginnt die Kräfte zu bündeln. Und im Parlament suchen Offiziere den Schulterchluss. Zu den Rädelsführern gehört Bruno Frick (CVP/SZ), Oberst und Präsident der SiK Ständerat, und der ehemalige Kommandant der päpstlichen Garde, Pius Segmüller (CVP/LU).

Sie werden sekundiert von Philipp Stähelin (CVP/TG), Hermann Bürgi (SVP/TG), Theo Maisen (CVP/GR) und Bruno Zuppiger (SVP/ZH). Zusammen schmieden sie eine bürgerliche Allianz und nehmen dem Bundesrat das Heft aus der Hand. An vorderster Front dabei auch eine Frau: die Aargauer Freisinnige Corina Eichenberger.

Im November 2011 – ein Jahr nach Erscheinen des Armeeberichts – verbuchen sie einen ersten Erfolg. Nach dem Ständerat spricht sich auch der Nationalrat gegen die Schrumpf-Armee des Bundesrates aus. Mit fünf Milliarden Ausgabenplafond will der Nationalrat nicht nur eine Armee von 100 000 Mann, sondern auch neue Kampfflugzeuge finanzieren. Der Ständerat möchte den Fliegerkauf über eine Sonderfinanzierung abwickeln. Der Bundesrat hatte den Kauf verschieben wollen.

Es war Fricks letzte Tat im Rat. Als «Sesselkleber» titulierte, wird er nach zehn Jahren in Bern abgewählt. Er ist nicht der einzige Vollblutmilitär, der aus dem Parlament ausscheidet. Aus dem «bürgerlichen Stosstrupp» (BaZ) fällt auch Segmüller weg. Bürgi, Stähelin treten zurück. Zuppiger nimmt sich durch eigenes Verfehlen selbst aus dem Rennen. Schliesslich stirbt mit freisinnigen Peter Malama ein engagierter Kämpfer der Armee. «Der Aderlass ist heute noch nicht wettgemacht», konstatiert Oberst Forster. Besonders im Ständerat. Dort ist das Armeelager der Bürgerlichen geschwächt, wie sich durch einen Eklat bald weisen sollte.

Personell geschwächt, ist die Armeelobby im Parlament anfällig auf die Störmanöver, die nun in hoher Kadenz folgen. Bemerkenswert dabei ist, dass diese nicht wie gewohnt nur aus



Zum «Papierflieger» degradiert: Kampffjet Gripen.

der Linken kommen, sondern aus den eigenen, bürgerlichen Reihen. Und auch nicht bloss aus dem Parlament. Es ist der Bundesrat, der die erste grosse Bombe platzen lässt.

Mit fünf Vertreter/-innen ist die Regierung nominell bürgerlich dominiert, doch in Armeefragen lässt das Gremium VBS-Chef Maurer immer wieder ins Leere laufen. So auch im Frühling 2012. Nonchalant wischt der Bundesrat den Parlamentsbeschluss vom Tisch, der das Armeebudget auf 5 Milliarden festlegte. Er reduziert

---

### Viele Bürgerliche sind konsterniert über das *friendly fire* des Freisinnigen.

---

den Wehretat – verfassungswidrig, wie manche anmahnen – auf 4,7 Milliarden Franken. Damit nicht genug. Die Fliegerbeschaffung soll via Spezialfonds finanziert werden: 300 Millionen jährlich sollen während zehn Jahren dafür aus dem Armeebudget abgezweigt werden. Für die Armee übrig bleiben 4,4 Milliarden.

Der bundesrätliche Kahlschlag gehe «definitiv ans «Eingemachte»», protestiert Hans Fehr (SVP/ZH). Die übrige Armee (Bodentruppen) werde «in unverantwortlicher Weise ausgehungert». Die Sicherheitskommission (SiK) des Nationalrates kuscht nicht und steht zu den beschlossenen fünf Milliarden. Doch ehe es im Nationalrat darüber erneut zum Showdown kommt, folgt ein weiteres bürgerliches Störmanöver.

Diesmal steht der neue Kampfflieger im Visier. Im November 2011 beschliesst der Bundesrat, 22 Saab Gripen für drei Milliarden Franken zu kaufen, um die veraltete Tiger-Staffel zu ersetzen. Als der Typenentscheid fällt, ist das bürgerliche Lager in der Fliegerfrage längst in

schriller Dissonanz. Namentlich die Piloten aus der SVP, Roland Borer und Thomas Hurter, die gerne einen potenteren Jäger gehabt hätten, schiessen Giftpfeile aus dem Schmollwinkel. Im Volk wächst die Verunsicherung über die Entschlossenheit der Bürgerlichen. Substanziell zur Konfusion trägt eine neue «Lichtgestalt» am freisinnigen Firmament bei, der übers mediale Megafon den Vogel (fast) abschiesst, ehe er aus dem Hangar gerollt ist.

Frisch zum FDP-Präsidenten gewählt, kritisiert Philipp Müller im August 2012 im Interview mit der NZZ – einst publizistische Trutzburg der Landesverteidiger – den Gripen scharf und regt die Evaluation eines neuen Flugzeuges an. Von einem «Papierflieger» spricht der Aargauer, von einem technischen und auch finanziellen «Hochrisikospiele». Der Bundesrat müsse «massive Zweifel» ausräumen, damit der Gripen für die FDP eine Option bleibe. Dass ihm dies gelingen könnte, daran zweifle er «erheblich», so Müller weiter.

Viele Bürgerliche, allen voran Müllers eigene Parteibasis, sind konsterniert über das *friendly fire* des Freisinnigen. Was will das Aargauer Politikvollblut mit der öffentlichen Abrechnung? Einen neuen Flieger? Gar keinen? Sein eigenes Profil als neuer Parteipräsident schärfen?

Die Profilierung auf Kosten der Armee ist beliebt und billig. Gerne tut man so, als sei der Erhalt einer funktionsfähigen Luftwaffe ein unsinniger Luxus. Dabei muss nur rechnen, wer die Dimensionen wahren will. 64,3 Milliarden Franken gab der Bund 2011 aus. Davon floss jeder dritte Franken in die soziale Wohlfahrt, 20 Milliarden Franken total. Damit liessen sich problemlos viereinhalb Schweizer Armeen parallel finanzieren. Oder 141 Gripen jedes Jahr. Misst man diese Fakten am Rummel um den anstehenden Fliegerkauf, wird klar, welches absurdes Ausmass die Debatte angenommen hat.

### «Dieser Rat ist verpolitisiert»

Im vergangenen April stellt sich etwas Ruhe ein im Gripen-Zirkus. «Wir sind jetzt auf dem besten Weg, dass es gut kommt», sagt Müller jetzt. Das VBS hat die Zweifel der bürgerlichen Parteien offenbar ausgeräumt. FDP, CVP und BDP bestätigen, dass sie dem Gripen-Geschäft zustimmen werden. Das VBS ist an der Konfusion nicht unschuldig. Zu lückenhaft, zu ungenau wird kommuniziert. «Wenn man das Resultat anschaut, hat es sich gelohnt», verteidigt Corina Eichenberger ihren Parteichef heute. Er habe kritische Fragen gestellt mit Hinsicht auf eine Volksabstimmung.

«Eichenberger schmückt sich mit fremden Federn», entgegnet Hurter. «Es war nicht die FDP, welche das Ruder herumgerissen hat.» Die Gripen-Subkommission, deren Chef Hurter ist, habe damals die Risiken erkannt und einen Bericht erstellt. Dank seinen eigenen Anträgen habe man einen Rückbehalt bei den Flugzeugen erreichen sowie die Anzahlung reduzieren kön-

nen. «Wir konnten also einiges herausholen. Dies wurde auch vom VBS bestätigt.»

Kaum scheinen die Bürgerlichen auf Gripen-Kurs, folgt die nächste Panne. Diesmal im Ständerat. Im März 2013 berät er über den Spezialfonds von 3,1 Milliarden. Die Armee-Supporter sind sich ihrer Sache sicher. Doch bei der Abstimmung kommt es zum Eklat.

Zwar votiert der Rat mit 22 zu 20 Stimmen hauchdünn für die Beschaffungsvorlage, er lehnte aber die Finanzierung der Flieger ab. Dafür hätte er die Ausgabenbremse lösen müssen. (Diese dient der Budgetdisziplin: Die Bundesversammlung muss einmalige Ausgaben über 20 Millionen mit absolutem Mehr beschliessen.) Mit 23 zu 19 Stimmen bei einer Enthaltung schrammt der Ständerat um eine Stimme am absoluten Mehr vorbei. «Der Coup der bürgerlichen Gripen-Gegner» (*Aargauer Zeitung*) ist gelandet.

Die meisten der bürgerlichen «Verhinderer» hatten während der Debatte unschuldig dageessen. Anne Seydoux-Christe, die unscheinbare CVP-Frau aus dem Jura, Fabio Abate, der smarte FDP-Anwalt aus Locarno, Raphaël Comte, der Neuenburger Freisinnige, der von den älteren Bürgerlichen leicht despektierlich «Meister Comte» genannt wird. Auch René Imoberdorf, CVP-Major aus dem Goms, eigentlich kein Armeekritiker, schweigt beflissen. Ebenso die Aargauer Freisinnige Christine Egerszegi, die von sich behauptet, sie habe sich «stets für eine glaubwürdige Armee eingesetzt», aber den Gripen-Kauf ablehnt und stattdessen den Schweizer Himmel lieber mit «unbemannten Flugzeugen» und Luftabwehr bewachen möchte. Einzig der notorische Querschläger This Jenny (SVP/GL) setzt wortreich zu einer Tirade gegen die Luftwaffe an, dass die Ratslinke vor Neid erblasst.

«Dieser Rat ist verpolitisiert, und er driftet immer stärker links ab», ärgert sich der Vizepräsident der Sicherheitspolitischen Kommission, Alex Kuprecht (SVP/SZ). Damit liegt er richtig. Doch hätten die Bürgerlichen mit mehr Disziplin die Sache problemlos ins Trockene bringen können. So fehlten zwei Zentristen bei der Abstimmung: Jean-René Fournier (CVP/VS) und Martin Schmid (FDP/GR) blieben dem Rat fern, weil sie offenbar Dringlicheres zu tun hatten.

Neu ist das Phänomen nicht: Solange kein konkreter Feind sichtbar ist, verliert die Verteidigung an Stellenwert. Wie sehr man sich dabei getäuscht hatte, zeigte sich in den dreissiger Jahren. 1932 tagte in Genf die internationale Abrüstungskonferenz. Verschiedene pazifistische Kreise benützten die Gelegenheit, um die Trommel gegen die Landesverteidigung zu rühren. Bloss ein Monat vor der Machtergreifung Hitlers im Januar 1933 wurde für die Armee ein Sparbeschluss gefällt.

Um seiner Forderung nach Erhöhung des Militärbudgets symbolisches Gewicht zu verleihen, versammelte Bundesrat Ruedi Minger im Juli 1933 Tausende Bürger im Amphitheater von Windisch und machte klar: «Wir brauchen kei-

ne Extraflaggen, keine Extrahemden, uns genügt die Schweizerflagge.» Angesichts der wachsenden Bedrohung stimmte das Parlament nun einer sukzessiven Erhöhung der Wehrausgaben zu. Militärchef Minger und Bundesrat Albert Meyer – im Volksmund «Fränkli-Meyer» genannt – konnten das Volk auch zu Wehranleihen bewegen. Die erste Gedenkmünze wurde herausgegeben, ein Fünfliber mit der Aufschrift «Pro patria armis tuenda» – «Für das mit Waffen zu schützende Vaterland».

Solange der Kalte Krieg währte, wurde die Schweizer Armee mit modernen Waffensystemen ausgerüstet. Den Gegner deutlich vor Augen, war man felsenfest entschlossen, das Land gegen rote und braune Fäuste zu verteidigen. Doch kaum zerbrach das Sowjetimperium, setzte der übliche Trend wieder ein: «Kein Feind in Sicht, macht die Kassen dicht.»

Dieser Mentalität ist geschuldet, dass der Bundesrat im April 2012 abermals die Armee schröpfte. 4 Milliarden Franken jährlich lässt er für die Entwicklungshilfe springen. 3 Milliarden für das Asylwesen. Doch für die militärische Verteidigung – in Not des Landes höchstes Gut – sind ihm die (vom Nationalrat beschlossenen) 5 Milliarden zu teuer.

In dieser finanziellen Erpressungslage kommt es im März 2013 zu einer Sternstunde der Militärlobby. Um die nötigsten Rüstungsgüter zu beschaffen, beharrt der Nationalrat auf den 5 Milliarden Franken Wehretat. Mit 99:66 Stimmen beschliesst er ein «Gesamtsystem Armee» nach der Formel «100 000 Soldaten/22 Gripen/5 Milliarden Franken».

Als «kleines Wunder von Bern» bezeichnet Hans Fehr (SVP/ZH), der hinter den Kulissen auf Stimmenjagd war, den Aufstand gegen den Bundesrat. Und Corina Eichenberger, die im Rat das beherzte Eröffnungsplädoyer für die Etat-Erhöpfung hielt, sieht den Sieg als Beleg, dass Bürgerliche in der Not Lücken schliessen können.

### Ein steiniger Weg liegt bevor

Doch auch in dieser wegweisenden Abstimmung sind etliche Bürgerliche ausgeschert: Christophe Darbellay (CVP/VS), Kathy Riklin (CVP/ZH), Barbara Schmid-Federer (CVP/ZH), Marianne Streiff-Feller (CVP/BE), Jacques Neiryck (CVP/VD), Fathi Derder (FDP/VD), Christa Markwalder (FDP/BE), Rosmarie Quadranti (BDP/ZH). Sie alle enthalten sich der Stimme.

Sicherheitsexperten im Rat haben eine Parlamentarier-Analyse angefertigt. Demnach gelten von 170 Bürgerlichen (SVP/FDP/CVP/BDP) rund fünfzig als «unstet bis armeefeindlich», wenn es um die Armeefinanzierung geht. Eine Nullnummer in Armeefragen sind die Grünliberalen. Der bürgerliche Touch, den sie im Namen tragen, ist ein Etikettenschwindel. Zusammen mit der Ratslinken stimmen sie regelmässig gegen eine solide Landesverteidigung. Ein verlässlicher Partner ist hingegen die BDP. Allen voran der Berner Oberst Lorenz Hess und die Thune-

rin Ursula Haller. Haller gehört zu einer kleinen Gruppe von Frauen, die ebenso wie die ehemalige Polizistin Andrea Geissbühler (SVP/BE) durch Dossierkenntnis auffällt.

Nach dem Grounding beim Gripen-Fonds im März richtete sich nun das Augenmerk auf den Ständerat. SiK-Vizepräsident Kuprecht ist zuversichtlich, dass nächsten Mittwoch ein absolutes Mehr die Schuldenbremse löst und die Gripen-Ampel auf Grün stellt. Die Nagelprobe folgt darauf bei der Budgetfrage, die gleichentags traktandiert ist. Bei diesem Geschäft wird sich weisen, ob der Bürgerblock für eine solide Armee einsteht. Sollte er wie der Nationalrat das Budget auf 5 Milliarden Franken aufstocken, werde auch der Bundesrat einlenken, erklärten mehrere Sicherheitspolitiker im Gespräch mit der *Weltwoche*. Dies sei ihnen aus der Regierung signalisiert worden.

Gemäss einer Umfrage, welche die *Weltwoche* bei allen Mitgliedern der kleinen Kammer durchgeführt hat, wird sich voraussichtlich eine knappe Mehrheit für die Etat-Erhöpfung durchsetzen. Allerdings halten sich etliche Ratsmitglieder bedeckt. So Felix Gutzwiller (FDP/ZH), Peter Bieri (CVP/ZG) und Raphaël Comte. Auch Konrad Graber (CVP/LU) vermeidet es, Farbe zu bekennen: «Ich lege mich vor der Ratsdebatte nie fest, weil im Voraus bezogene Positionen nicht dazu dienen, in der Debatte Lösungen zu finden.» Weitere «Wackelkandidaten» aus dem bürgerlichen Lager wie Urs Schwaller (CVP/FR), Egerszegi und Abate haben gar nicht erst auf unsere Anfrage geantwortet.

Falls beide Kammern dem Gripen zustimmen, liegt der Ball beim Volk: SP und Grüne haben bereits vorsorglich das Referendum angekündigt; die Volksabstimmung würde nächstes Jahr stattfinden. Und dafür stehen die Zeichen schlecht. Momentan steht das Volk einem Gripen-Kauf deutlich ablehnend gegenüber. Dies jedenfalls ergab eine repräsentative Umfrage, welche der *Sonntagsblick* veröffentlichte: 63 Prozent dagegen, 31 Prozent dafür. Erstaunlich sind die 6 Prozent der Unentschlossenen. Das sei zum aktuellen Zeitpunkt wenig.

Den Gripen-Befürwortern liegt ein steiniger Weg bevor. Da es sich beim Urnengang um ein Referendum handelt, brauchen die Gegner kein Ständemehr. Für einen Abschluss des neuen Jägers reicht eine Mehrheit des Volks. Zwar weibeln die Milizverbände aktiv für ihre Anliegen. Bei dem Kampf gegen die Initiative «Ja zur Aufhebung der Wehrpflicht» sind sie Kampagnenführer. Die bürgerlichen Parteien dagegen zeigten sich bisher wenig engagiert. «Das muss sich nun ändern», sagt Thomas Hurter. «Wir Bürgerlichen gehen viel zu wenig unters Volk.» Der mühsam geschlossene Schulterchluss im Parlament reiche nicht. «Jetzt müssen auch wir auf die Strasse.»

\* Bei Erscheinen dieser Ausgabe wird der Nationalrat bereits über den Gripen entschieden haben. Die Abstimmung erfolgte nach Redaktionsschluss.



## Vorteil Offizier?

Im Kampf gegen die Initiative für eine freiwillige Armee beschwört Bundesrat Ueli Maurer eine Renaissance der militärischen Führung.



«Eines unter vielen Netzwerken»: Befehlsausgabe auf dem Waffenplatz St. Luzisteig.

Die Offizierskarriere soll kein Karrierehindernis mehr sein. Bundespräsident Ueli Maurer ist derzeit auf Werbetour für die Armee und lobt die Vorteile des Milizsystems. Gerade auch die Offiziersschule gehört dazu: «Die Stimmung in der Wirtschaft hat wieder gekehrt, sie erkennt den Mehrwert der militärischen Ausbildung», sagte der Verteidigungsminister im Interview mit der Pendlertzeitung *20 Minuten*.

Mit dem Ende des Kalten Kriegs und der Globalisierung der Wirtschaft verlor die Offiziersausbildung an Attraktivität – insbesondere die internationalen Konzerne konnten der langen Abwesenheit ihrer Manager in der Schweizer Milizarmee wenig Positives abgewinnen. Dieser Trend soll nun vorbei sein, heisst es aus dem VBS. Doch sind Milizoffiziere tatsächlich wieder gefragt?

Konkrete Zahlen dazu gibt es keine. Auf Anfrage teilt das VBS mit, der Chef der Armee und der Verteidigungsminister bekämen günstige Signale in ihrem direkten Kontakt mit der Wirtschaft. Belege für die angebliche Trendumkehr gibt es nicht. Vielmehr zeigt sich ein sehr differenziertes Bild – je nach Branche und Gesprächspartner. Grundsätzlich gilt: Vorgesetzte mit Militärkarriere beurteilen ein zusätzliches Engagement im Heer positiver als Personal-

verantwortliche ohne diese Erfahrung. Dies bestätigt Ruth Derrer. Sie ist beim Arbeitgeberverband für den Bereich Arbeitsmarkt zuständig. «Wer selber einmal die Offiziersschule durchlebt hat, weiss, was dort von einem erwartet wird, was man lernt.» Mit anderen Worten: Ein Offizier kann in etwa einschätzen, was ein anderer Offizier kann – der Offiziersgrad als Leistungsmerkmal. Gemäss Derrer hat das militärische Netzwerk an Bedeutung verloren: «Es ist eines unter vielen anderen Netzwerken.» Die Netzwerkplattformen im Internet, Ehemaligenvereine an den Hochschulen, Studentenverbindungen und nicht zuletzt *service clubs* seien heute mindestens so wichtig.

Der Inbegriff des Armeenetzwerks ist die Schweizerische Offiziersgesellschaft (SOG). Eine Renaissance der militärischen Weiterbildung als Karrierehelferin müsste sich in steigenden Mitgliederzahlen niederschlagen. «Die Zahl unserer Mitglieder passt sich jener der Gesamtarmee an», sagt SOG-Generalsekretär Daniel Slongo. Die Zahlen seien stabil, einen Trend könne er nicht ausmachen.

Die Bedeutung der militärischen Kaderausbildung für Stellenbewerber wurde an der Militärakademie an der ETH Zürich, der Milak, untersucht. «Zwei Argumente konkurrieren dabei miteinander», sagt Militärsoziologe Tibor Szvircsev Tresch: «Die zeitliche

Abwesenheit einerseits und die Führungsfähigkeit und -erfahrung andererseits.» Dabei zeige sich, dass der negative Aspekt, die Abwesenheit während der zahlreichen WK, gegenüber dem positiven Aspekt, der Führungserfahrung, überwiege. Im Langzeitvergleich hat die Bedeutung der Offiziersausbildung über die vergangenen zwanzig Jahre drastisch abgenommen. Dies zeigt sich auch daran, dass die Mehrheit der Personalverantwortlichen gar nicht mehr nach dem militärischen Grad der Kandidaten fragt.

### Wo sie bevorzugt werden

Die Verschlechterung des Offiziersstatus, die über die Jahre beobachtet werden konnte, wurde Mitte der 2000er Jahre etwas gebremst. Zwar geben immer weniger Personalverantwortliche an, Offiziere in jedem Fall gegenüber Nicht-Offizieren zu bevorzugen. Allerdings kann unter gewissen Umständen der Offiziersrang zum Vorteil werden: Dies ist vor allem bei höheren Positionen oder in einem Betrieb mit hierarchischen Führungsstrukturen der Fall. Für spezielle Funktionen, beispielsweise im Sicherheitsbereich, würden zudem lieber Offiziere eingestellt.

Viel zur besseren Akzeptanz der Milizkader beigetragen hat die Armee selber. Seit rund fünf Jahren organisiert die Armeeführung Informationsanlässe. Zielpublikum sind Personalverantwortliche und Entscheidungsträger aus der Wirtschaft – ohne eigene Militärerfahrung. Sie sollen die militärische Führungsausbildung im Detail kennenlernen. Erläutert werden dabei die Parallelen zwischen der Führung in der Wirtschaft und derjenigen im Militär. Neben diesen Anlässen habe die Armee zusätzlich begonnen, Arbeitszeugnisse in der Terminologie der Wirtschaft zu verfassen oder die Offiziersausbildung kürzer und flexibler zu gestalten, so Armeesprecher Walter Frik.

Um die Offizierslaufbahn für junge Männer attraktiver zu machen, versucht die Armee Partnerschaften mit Universitäten und Fachhochschulen einzugehen. Gerade in Wirtschaftsfächern ähnelt sich der Unterricht in Führungsmethoden in Militär und Universität. Die Führungsausbildung im Militär kann darum beispielsweise an der Universität St. Gallen oder an verschiedenen Fachhochschulen auf die studentische Ausbildung angerechnet werden – Offiziersschule statt Schulbank.

Mit ihrer Öffnung hin zur Wirtschaft ist es der Armee in den letzten Jahren gelungen, die Akzeptanz einer Offizierslaufbahn wieder zu steigern. Zum Garant für eine steilere Karriere in der Wirtschaft wird sie damit aber nicht. *Christian Mundt*

# In den Fängen des Therapiestaats

Immer mehr Häftlinge werden behandelt und therapiert. Nicht nur zu ihrem Wohl: Psychologen, Gutachter, Sozialarbeiterinnen deuten Vorbehalte gegen ihre Massnahmen in psychische «Störungen» um. Ausländer wollen sie von ihrer «kulturellen Prägung» heilen. *Von Philipp Gut*

Am 23. September 2009 sprach das Kreisgericht Rheintal SG gegen den Restaurantbetreiber Daniel Roth eine Freiheitsstrafe von zehn Monaten aus, weil er eine Mitarbeiterin gestalkt hatte (mehrfache Nötigung, Drohung und Missbrauch einer Fernmeldeanlage). Das Berufungsgericht reduzierte die Strafe auf acht Monate, abzüglich 76 Tagen Auslieferung- und Untersuchungshaft. Vier Jahre später sitzt Roth immer noch in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies im zürcherischen Regensdorf. Der Grund: Die Strafe wurde aufgeschoben, zugunsten einer sogenannten stationären therapeutischen Massnahme, die auf fünf Jahre befristet ist, aber verlängert werden kann.

Nach unserer Titelgeschichte über die Luxusbehandlung für Häftlinge, die mit umstrittenen Therapien beglückt werden («Mörder in der Gruppentherapie», *Weltwoche* Nr. 34/13), meldete sich Daniel Roth persönlich bei der *Weltwoche*. Er stehe zu seinen Taten, es sei aber schwer nachvollziehbar, weshalb er noch immer festgehalten werde, schreibt er. Möglicherweise habe das jahrelange Nachsitzen mit seinen Vorbehalten gegenüber dem therapeutischen Personal zu tun.

## «Inhaltliche Denkstörung»

Das mag ein persönlicher Eindruck sein, doch das Studium der Akten verstärkt den Verdacht. Roth gehört zur wachsenden Zahl von Fällen, die nach Art. 59 Strafgesetzbuch mit einer stationären Therapie belegt werden. Die ursprüngliche Idee war es, hochgefährliche, aber als heilbar erachtete Straftäter zumindest so weit zu kurieren, dass sie für die Gesellschaft keine Gefahr mehr darstellen. Dagegen ist nichts einzuwenden, vor allem dann nicht, wenn es um schwere Delikte wie Mord, Vergewaltigung oder Kindsmisbrauch geht. Die forensische Psychiatrie, wie sie ihr Zürcher Vordenker Frank Urbaniok repräsentiert, hat auf diesem Gebiet durchaus Erfolge vorzuweisen. Zur nachlässigen Einstellung der neunziger Jahre, als man hochgefährliche Mörder und Vergewaltiger einfach so auf freien Fuss setzte, wolle niemand zurück, sagt Frank Urbaniok zu Recht.

Doch der Therapiestaat gebärdet sich über-eifrig und macht auch vor harmloseren Delinquenten nicht halt, wie der eingangs erwähnte Fall von Daniel Roth zeigt. Die Ursprungsdiagnose lieferte ein Kurzgutachten während der Untersuchungshaft im Kanton St. Gallen.

Es stellte im Wesentlichen eine «akzentuierte Persönlichkeit» fest, also eine leichte, nicht weiter spezifizierte Störung, deren Symptome «meist nicht länger als sechs Monate» dauern, wie es im Gutachten heisst.

Im Lauf der Massnahme wurde die Diagnose dann schrittweise verschärft – parallel zum Widerstand und zu den Vorbehalten, die Roth den therapeutischen Bemühungen entgegensetzte. Zunächst verweigerte er die Arbeit, dann kritisierte er die Behandlung und brach diese im Februar vergangenen Jahres ab. Im Therapiebericht war jetzt unter anderem von «Problemen mit der sozialen Umgebung» sowie einem «schädlichen Alkoholgebrauch» die Rede. Schliesslich äusserte der Psychiatrisch-Psychologische Dienst (PPD) des Kantons Zürich den «Verdacht» auf Wahnvorstellungen («inhaltliche Denkstörung»).

Wie treffend diese Diagnosen sind, ist für Aussenstehende schwer zu entscheiden. Spürbar aber wird in den Akten: Die Behörden bekundeten wiederholt Mühe damit, dass sich Roth auf juristische Kategorien berief – er ging gar bis vor Bundesgericht, wo seine Beschwerde gegen die Massnahme abblitzte – und dass er offen zu erkennen gab, wie wenig er von den ihn behandelnden Sozialarbeiterinnen und Psychologen hielt. So moniert der Therapiebericht vom 12. Februar 2012, Roth sei «unverändert eingeeignet auf vermeintliche juristische Fehlentscheide» sowie auf «die Unverhältnismässigkeit seiner Strafe (respektive der vollzogenen Massnahme)».

Kann man es dem Betroffenen verübeln, dass er eine mehrjährige Knastmassnahme für übertrieben hält, verglichen mit der relativ geringen Freiheitsstrafe von acht Monaten und der ebenfalls eher harmlosen Diagnose? Wohl kaum. Er habe niemandem physische Gewalt angetan und sei weder ein Vergewaltiger noch ein Pädophiler, sagt Roth. Doch er sei eben auch kein «Schleimer», der dem PPD nach dem Mund rede.

## Fan des falschen Fussballklubs

Der Fall liefert Hinweise auf die kafkaesk anmutenden Abgründe, die im Innern des Therapiestaats lauern: Dass Roth auf «juristischen Gegebenheiten» beharrte und Nutzen und Verhältnismässigkeit der therapeutischen Massnahmen in Frage stellte, legten ihm die Behörden als weiteren Beleg für seine Krankheit aus, bleibe diese diagnostisch auch noch so vage. «Aufgrund der bisher vom Klienten

gezeigten fehlenden Beeinflussbarkeit und Unverrückbarkeit seines Gedankengutes bezüglich seines Deliktverhaltens, aber auch des Justizsystems ist somit eine wahnhaftige Störung nicht sicher auszuschliessen», heisst es im Therapiebericht vom 16. Februar 2012. Rechtsmittel zu ergreifen, wie sie jedem Bürger und auch jedem Häftling zustehen, wird in diesem psychologischen Kontext offensichtlich schnell einmal als Defekt gedeutet.

Weiter vermerkt der Therapiebericht, dass Roth seine Hausaufgaben «zeitweise mit ironischen oder spöttischen Kommentaren» versehen habe und dass er «ein glühender Fan und Mitglied des Fanclubs FC Hansa Rostock» sei («bekannte rechtsextreme Tendenzen»). Die schüchterne Gegenfrage sei erlaubt: Seit wann ist Ironie eine gemeingefährliche Krankheit? Und ist es die Aufgabe des Justizvollzugs, Fussballfans von der Leidenschaft für unliebsame Clubs zu heilen?

Daniel Roth mag ein unbequemer, ja unwirscher Zeitgenosse sein. Ein Grund, ihn jahrelang einzusperren, ist das nicht. Es scheint aufgrund der Aktenlage zweifelhaft, ob er tatsächlich einer jener brandgefährlichen Übeltäter ist, vor denen man die Gesellschaft schützen muss. Vielleicht zeugt sein Widerstand gegen die erdrückende Umarmung seiner Therapeuten weniger von Wahn. Vielleicht hat er einfach nur Charakter.

Anwälte kritisieren jedenfalls eine Kultur der Heuchelei, die mit der Psychologisierung des Strafvollzugs Einzug gehalten habe: Nur wenn ich sage, was die Sozialarbeiterin oder der Psychologe hören wollen, habe ich die Chance auf eine günstige Diagnose. «Man muss ein guter Schauspieler sein und beichten, was von einem verlangt wird», sagt ein Anwalt mit Kanzlei in der Zürcher City. Selbst von Häftlingen, die im Prozess ihre Unschuld beteuerten und vielleicht sogar wirklich unschuldig sind, wird in der Therapie verlangt, dass sie sich zu ihren Taten bekennen und sie bereuen.

Auch die Psychologie, so ausgeklügelt und sanft ihre Methoden sein mögen, ist letztlich ein Machtinstrument des Staats und seiner Organe. Wer nicht vollständig spürt, hat keine Chance – dieser Eindruck verdichtet sich. Das zeigen auch andere Fallakten. So wird dem Klienten F. vorgehalten, er versuche durch Fragen und einen gewissen Widerstand gegen einzelne Therapieinhalte die Kontrolle zu behalten. Ähnlich der Vorwurf an Klient O.: Es sei problematisch, dass er die Kontrolle über





*Vielleicht hat er einfach nur Charakter: Straftäter im Massnahmenzentrum Uitikon.*

die Gespräche haben wolle, heisst es im Bericht. Und dass sich Häftling E. nach Jahren der Behandlung für «übertherapiert» hält, gereichte ihm ebenfalls nicht zum Vorteil. Man leitete daraus ab, dass er den Sinn der Massnahme nicht begreife – weshalb diese fortzusetzen sei. Dieser Logik ist schwer zu entkommen.

#### «Kulturelle Prägungen»

Die Einschätzungen der Psychologen und Psychiater sind oft folgenschwer, denn sie bilden die Grundlage für die Entscheide der Richter. Es hängt somit auch von ihren Gutachten

und Berichten ab, ob ein Insasse vorzeitig entlassen, ob der Vollzug gelockert oder die Massnahme womöglich um Jahre verlängert wird.

Wie weit der therapeutische Anspruch – oder Eifer – der Schweizer Justizbehörden reicht, zeigt sich plastisch auch im Umgang mit ausländischen Straftätern. Ein Beispiel ist der Fall von M. aus Ex-Jugoslawien, der aufgrund rigider Erziehungsmethoden inklusive Züchtigung und Überwachung seiner Kinder zu sieben Jahren Haft verurteilt wurde (qualifizierte Freiheitsberaubung). Obwohl ihm ein gutes Vollzugsverhalten und eine regelmässig gute Arbeitsleistung attestiert wurde, lehnten die

Instanzen bis zum Zürcher Obergericht ein Haftentlassungsgesuch nach Verbüßung von zwei Dritteln der Strafe ab.

Interessant ist die Begründung. Das Gutachten, das vom bekannten Psychiater Martin Kiesewetter verfasst wurde, habe das «Vorliegen einer krankheitswertigen psychischen Störung» ausdrücklich verneint, so das Obergericht. Kiesewetter habe jedoch darauf hingewiesen, dass die Einstellungen und Haltungen des Täters in hohem Masse von «Konventionen und tradierten Bildern» bestimmt seien. Und solche Persönlichkeitszüge und «kulturellen Prägungen», so folgerte das Gericht, veränderten sich in aller Regel nicht kurzfristig. Es sei davon auszugehen, dass sie «weiterhin bestehen». Deshalb wollen die Schweizer Richter den Ex-Jugoslawen so lange festhalten, bis er gewissermassen von seiner Kultur geheilt ist. Das kann dauern.

#### Schweizer Justiz für den Balkan

Als wäre dieser Haftgrund nicht fragwürdig genug, gehen die Behörden sogar noch einen Schritt weiter. Dass M. nach seiner Entlassung die Schweiz verlassen müsste, zählt für sie nicht. Der Gesuchsteller könne auch in seinem Heimatland Liebesbeziehungen eingehen, weshalb auch dort ein gewisses Rückfallrisiko

#### Auch die Psychologie ist letztlich ein Machtinstrument des Staats und seiner Organe.

bestehe, schreibt das Obergericht. Gestützt wird diese Auffassung vom Fallverantwortlichen im Zürcher Amt für Justizvollzug. Die Vollzugsziele beschränkten sich «nicht auf eine Wiedereingliederung in die schweizerische Gesellschaft», schreibt er. Vielmehr seien sie darauf zu richten, «dass die sozialen und beruflichen Kompetenzen» von M. im Hinblick auf ein straffreies Leben im Heimatland gefördert werden.

Die Schweizer Justiz präsentiert sich als eine Art umfassende Entwicklungsagentur, die ausländische Straftäter nicht ausschaffen, sondern so lange für teures Geld gefangen halten und bilden will, bis sie – befreit von persönlichen Macken und den düsteren Prägungen ihrer Kultur – ein vorbildliches neues Leben in ihrer alten Heimat führen können.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* verteidigt Chefpsychiater Frank Urbaniok das Zürcher Modell. Von den hoch rückfallgefährdeten Tätern würden nach Therapie rund drei Prozent erneut kriminell, gegenüber acht Prozent in der nicht behandelten Vergleichsgruppe. Allerdings müssten stationäre Massnahmen auf Täter mit hohem Risiko für schwere Gewalt- und Sexualdelikte beschränkt bleiben. Wie die geschilderten Beispiele zeigen, ist das längst nicht immer der Fall. ○

# Rette sich, wer kann

Angeblich zu seinem eigenen Schutz steckte die Zürcher Justizdirektion den Zögling «Carlos» ins Gefängnis. Tatsächlich ging es Regierungsrat Martin Graf vor allem um seine eigene Haut. Die Verhaftung des jungen Delinquenten, der sich in der Massnahme bewährte, erscheint willkürlich. *Von Alex Baur*



*Heisse Kartoffel:* Oberjugendanwalt Riesen (SVP), Justizdirektor Graf (Grüne).

Als das Schweizer Fernsehen am 25. August den inzwischen legendären Dok-Film über Jugendanwalt Hansueli Gürber und «seinen» Zögling «Carlos» ausstrahlte, regte sich bei der Zürcher Justizdirektion kaum jemand auf. Der Streifen über den *kuurligen* Althippie Gürber, so ein Insider, habe höchstens ein paar flapsige Sprüche ausgelöst. Selbst als der *Blick* zwei Tage später die Geschichte über den jungen Delinquenten, der auf Staatskosten (monatlich 29 200 Franken, Viereinhalb-Zimmer-Wohnung inklusive) zum Thaiboxer ausgebildet wird, zum nationalen Aufreger machte, gab man sich bei der Jugendanwaltschaft vorerst gelassen. Noch am 29. August, als das Boulevardblatt bereits die dritte Salve gegen Gürber abfeuerte («Ausser Kontrolle!» – «Politiker sind empört!»), versicherte der kritisierte Jugendanwalt Kollegen, er denke nicht daran, das umstrittene, aber seines Erachtens erfolgreiche Betreu-

ungskonzept aufzugeben. Gürber (SP) hatte die Rechnung ohne seine beiden Chefs gemacht:

Oberjugendanwalt Marcel Riesen (SVP) und Regierungsrat Martin Graf (GP), der als Justizdirektor die politische Verantwortung für den Straf- und Massnahmenvollzug trägt. In einem offenbar gemeinsam gefällten Beschluss entzogen die beiden Gürber noch am selben Tag den Fall Carlos und teilten diesen dem Winterthurer Jugendanwalt Felix Bieri zu, der als eher farbloser Apparatschik gilt. Am Folgetag, dem 30. August, liessen sie den Burschen am Rande eines Besuchs bei einem Pfarrer in Zürich verhaften und ins Bezirksgefängnis von Dietikon überführen. Das aufwendige Betreuungskonzept erfuhr damit ein jähes Ende.

Gemäss offizieller Sprachregelung hat man den mittlerweile knapp achtzehnjährigen Carlos «zu seinem eigenen Schutz» ins Gefängnis gesperrt. Wie das genau zu verstehen

ist, mochten Graf und Riesen anlässlich einer gemeinsamen Pressekonferenz letzte Woche nicht sagen. Angeblich sollen Reporter und Gaffer den jungen Zögling an seinem Wohnort in Reinach BL und beim Thaibox-Training belästigt haben. Warum die öffentliche Anteilnahme die Massnahme verunmöglicht haben soll, bleibt allerdings schleierhaft. «Sie können sich das ja vorstellen», sagte Riesen lapidar – eine ziemlich dünne Begründung, die ihm kein Haftrichter abnehmen wird. Immerhin hätte man sich auch vorstellen können, Carlos für ein paar Tage irgendwo in die Ferien zu schicken, bis sich der Wirbel gelegt hat.

## Keine Delikte mehr

Verteidiger Stephan Bernard legte umgehend Beschwerde gegen die Inhaftierung von Carlos ein. Er kann dabei auf ein Urteil des Bundesgerichtes verweisen, das die Zürcher Justiz



bereits im September 2011 anmahnte, den Burschen möglichst bald einer erzieherischen Massnahme zuzuführen. Seither liess sich Carlos keine vorsätzlichen Delikte mehr zuschulden kommen. Zusammen mit der privaten Organisation Riesen Oggenfuss richtete Jugendanwalt Gürber im Juli 2012 das vieldiskutierte «Sondersetting» mit Rundumbetreuung inklusive Thaibox-Training ein. Im Herbst 2012 hiess das Bezirksgericht Zürich dieses Betreuungskonzept nach eingehender Prüfung gut. Die Massnahme, so versichern alle Beteiligten, sei ein voller Erfolg – was ein absolutes Novum im jungen Leben des Carlos sei. Sein Verhalten jedenfalls gab keinerlei Anlass zur Inhaftierung – im Gegenteil, es spricht gegen den Abbruch des «Sondersettings».

Alles weist darauf hin, dass Graf und Riesen – die beiden betonten mehrfach, sie hätten keine Detailkenntnis über den Fall gehabt – mit der Verhaftungsaktion in erster Linie ihren eigenen Kopf aus der Schusslinie nehmen wollten. Das Massnahmenpaket, das sie letzte Woche als Reaktion auf die Enthüllungen im Fall Carlos ankündigten, erweist sich bei genauerem Hinsehen als unverbindliche Absichtserklärung. So will man die Kosten künftig schärfer kontrollieren und auf jeden Luxus verzichten; Kampfsportausbildungen und «Sondersettings» sollen nur noch ausnahmsweise und nach strenger Prüfung bewilligt werden. Zumindest letztere Forderung ist längst erfüllt, gibt es im Kanton Zürich neben Carlos nur gerade einen ähnlichen Fall. Zugleich hält man allerdings fest, dass der Fall Carlos an sich korrekt abgewickelt worden sei.

Um einen weiteren Skandal zu verhindern, will die Zürcher Justizdirektion alle Medienauftritte ihrer Jugendbehörden inskünftig streng kontrollieren. Im Klartext: Nach Meinung von Graf und Riesen liegt das Problem im Fall Carlos vor allem darin, dass er publik wurde. Er habe Verständnis dafür, dass «die Volksseele kocht», sagte der Justizdirektor, die Fallführung werde von vielen nicht verstanden «und ist schon gar nicht kommunizierbar». Also unternimmt man alles, damit das Jugendstrafrecht wieder zur abgeschotteten Geheimzone wird, aus der nur noch von PR-Profis sorgsam gefilterte und weichgespülte Berichte nach aussen dringen. Kritik und öffentliche Debatten sind nicht erwünscht.

### Zwei Wochen lang in Deckung

Graf und Riesen unternahmen nicht einmal den Versuch, der vermeintlich tumben Öffentlichkeit diesen Fall verständlich zu machen. Statt sich der öffentlichen Kritik zu stellen, gingen die beiden zwei Wochen lang in Deckung, bevor sie ihren geschickt terminierten Befreiungsschlag lancierten. Dabei hätte es einiges zu erklären gegeben, was die Volksseele vor der angeblich drohenden Verdampfung hätte bewahren können. Denn Carlos ist zwar

ein nicht alltäglicher Extremfall, doch er deckt neben grundsätzlichen Schwächen auch Tugenden unseres Jugendstrafrechtes auf.

Carlos wurde 1995 als Sohn einer Brasilianerin und eines Zürcher Architekten geboren, der heute 65 Jahre alt ist und sein Grossvater sein könnte. Über seine ersten fünf Lebensjahre, die er bei seiner vagabundierenden Mutter und unter der Obhut einer vorpubertierenden Stiefschwester in Frankreich verbrachte, ist wenig bekannt. Von Verwahrlosung ist die Rede, von Alkoholismus in der Familie. Daran

---

### Eine «fatale Mischung aus Verwöhnen und Verwalten», sagt einer, der den Fall kennt.

---

änderte sich nicht viel, als Carlos im Kindergartenalter zu seinem Vater nach Zürich kam. Der Bursche hatte von Anfang an Mühe, sich einzufügen. Mehrmals wurde er von der Schule ausgeschlossen, was den Rebellen nicht weiter zu beeindrucken schien. Es sei eine «fatale Mischung aus Verwöhnen und Verwalten» gewesen, sagt einer, der den Fall kennt.

Seit seinem zehnten Lebensjahr war Carlos Dauergast bei Jugendanwalt Gürber. Drei Dutzend Delikte (von Körperverletzung über Gewalt und Drohung bis hin zu Betäubungsmittelmissbrauch) läpperten sich bis zum Frühling 2011 zusammen. Damals verletzte Carlos einen Jugendlichen, der übrigens auch kein Chorknabe war, im Zuge eines Streites mit einem Messer lebensgefährlich. Achtmal sass der Junge im Knast, fünfmal in einer geschlossenen und siebenmal in einer offenen Anstalt. Alle Therapie- und Erziehungsversuche scheiterten meist innerhalb weniger Tage. Bereits im zarten Alter von fünfzehn Jahren verweigerte Carlos nicht nur gegenüber Strafverfolgern, sondern auch gegenüber Psychiatern und Therapeuten knallhart jede Aussage, so als wäre er ein Profi-Gangster.

Nach der Messerstecherei verbrachte der nunmehr Sechzehnjährige fast ein Jahr (mit Unterbrüchen) im Gefängnis und in psychiatrischen Kliniken. Dem störrischen Zögling, der in seiner Zelle wie ein Berserker trainierte – allein zum Warmlaufen legte er angeblich locker hundert Liegestütze hin –, war weder mit Zureden noch mit Strafen beizukommen. Das Einzige, was ihn interessierte, war das Thaiboxen. Zumal das Bundesgericht auf eine Beendigung des Haftregimes drängte, kam man so auf das famose «Sondersetting» unter der Aufsicht des Box-Profis Shemsi Beqiri.

«Natürlich hatten wir massive Bedenken», sagt einer, der damals involviert war. Zwar sei es durchaus möglich, dass junge Gewalttäter gerade über den Kampfsport lernen, mit ihren Aggressionen umzugehen und diese zu kontrollieren. Die Kenntnis der Kampftechniken birgt allerdings auch ein enormes Risiko.

«Hätten wir eine Alternative gesehen», sagt der Insider, «hätten wir liebend gerne auf das Thaiboxen verzichtet.» Den Ausschlag habe letztlich aber die Person des Trainers Shemsi Beqiri gegeben. Beqiri erklärte sich bereit, den Burschen mit viel persönlichem Engagement zu betreuen – und dieser akzeptierte ihn vor allem auch sofort als Vorbild und Autorität. Um das Risiko zu minimieren, habe man sich für das engmaschige und aufwendige Begleitkonzept entschieden.

Beqiri nahm seinen Zögling hart an die Kandare. Zum ersten Mal in seinem Leben, so der Insider, habe Carlos einen streng geregelten Tagesablauf gehabt und eine Bezugsperson, die er respektierte. Beqiris grosse Familie habe den jungen Mann mit offenen Armen aufgenommen. Im Ring fand er Kollegen, die später auch nach seiner Verhaftung zu ihm stehen sollten. Zum ersten Mal habe Carlos sich über einen längeren Zeitraum an Regeln und Vereinbarungen gehalten. Seine schulischen Fortschritte seien schon fast sensationell gewesen. Und zum ersten Mal in seinem Leben habe der Bursche Erfolge für sich verbuchen können. Das enge Setting hätte gemäss Plan sukzessive gelockert werden sollen. Beqiri drängte seinen Zögling, eine Berufsausbildung nachzuholen.

### Das Geld sass locker

Die Betreuungskosten von monatlich 29 200 Franken mögen exorbitant sein. Eine Unterbringung in einem Heim hätte allerdings kaum weniger gekostet. Schaut man sich die Ausgaben im Einzelnen an, wären einige Abstriche, etwa bei Taschengeld und Freizeitaktivitäten, möglich und wohl auch sinnvoll gewesen. Wie Justizdirektor Graf im Nachhinein erklärte, hätte er dieses Budget nie unterzeichnet. Offensichtlich sass das Geld bei der Jugendanwaltschaft recht locker. Allein die Vermittlerfirma Riesen Oggenfuss beanspruchte rund einen Drittel des Gesamtbudgets (10 230 Franken) in Form von Pauschalen für Supervision und psychologische Sonderbetreuung. Der Budgetposten für Beqiris Rundumprogramm (5300 Franken inkl. Infrastruktur) mutet dagegen schon fast bescheiden an.

Die Debatte über die Kosten einer rasant wachsenden Betreuungsindustrie mag berechtigt sein. Doch sie lenkt von einem viel gravierenderen, ja niederschmetternden Befund ab: All die teuren Therapeuten und Pädagogen haben bei Carlos kläglich versagt – erst als sie alle mit ihrem Latein am Ende waren, übergaben sie den schwierigen Zögling einem gelernten Stuckaturgipser und Boxer, der diesen offenbar schnell in den Senkel stellte. Als der schwer erklärbar Fall publik wurde, bekamen Justizdirektor Graf und Jugendanwalt Riesen kalte Füsse – sie strichen das erfolgreiche Setting ersatzlos und liessen den Schützling sausen wie eine heisse Kartoffel. Angeblich zu seinem eigenen Schutz. ○

# Feigheit vor dem Leben

Zwei Suizide an der Spitze bekannter Unternehmen haben die Schweiz erschüttert. Die Abdankungen fanden monumental in Kathedralen statt. Warum eigentlich? Der neue Kult des Selbstmords ist auch der Tanz der Elite um ein unwirkliches Bild ihrer selbst. *Von Roger Köppel*

Letzte Woche fand im prächtigen Zürcher Grossmünster die monumentale Abdankungsfeier für Pierre Wauthier statt, den verstorbenen Finanzchef der Zurich-Versicherungen. Wauthier hatte sich Ende August in seinem Wohnort Walchwil erhängt und in einem Abschiedsbrief schwere Anschuldigungen gegen Verwaltungsratspräsident Josef Ackermann abgefeuert, der die Vorwürfe aus dem Jenseits zum Anlass nahm, Knall auf Fall die Firma zu verlassen – ein gravierender Fehler, weil er ohne Absprache auf eigene Faust erfolgte. (*Weltwoche* Nr. 36/13).

Ackermann habe, so Wauthier, zu viel Druck ausgeübt und ihn ungebührlich vor Untergebenen kritisiert. Die Vorwürfe sind, objektiv betrachtet, infam und unhaltbar. Nie kann der Druck in einer Firma so gross sein, dass sich daraus ein Selbstmord ableiten liesse. Ackermann sieht sich von einem Toten erpresst, der die Pietät und das Wohlwollen ausschaltet, das man einem Toten naturgemäss entgegenbringt. Der Täter macht sich zum Opfer jener, die nichts dafür können und die sich jetzt nicht richtig verteidigen können.

Obschon die Zurich die Anschuldigungen Wauthiers zurückweist, leistet sie ihnen in dreierlei Hinsicht Vorschub. Erstens: Die Firma muss sich nach einem solchen Selbstmord die Frage stellen, ob die Entscheidung, Wauthier in die ihn so offenkundig überfordernde Position zu heben, richtig war. Der Grossbritannien-Franzose verfügte über ein offenbar labil-aggressives Naturell. Ausserdem hatte er sich vor ein paar Jahren einen Hirntumor entfernen lassen müssen. Dass seine Belastbarkeit Grenzen kannte, war bekannt. Doch anstatt die Prozesse der Personalbeförderung selbstkritisch zu hinterfragen, lobt CEO Martin Senn den Toten unglaublich als einen der «global besten» Finanzchefs. Der Verstorbene wird verklärt, das mögliche Problem verdrängt.

## Glorifizierter Versuch eines Rufmords

Zweitens: Die Zurich lancierte als Erstes eine Untersuchung gegen ihren Präsidenten Josef Ackermann. Wauthiers Vorwürfe sollen, wie der neue interimistische VR-Präsident vor den Medien erklärte, genau untersucht werden. Als ob der Druck in einem Weltkonzern einen Kadermann in den Selbstmord treiben könnte. Indem die Zurich den Fall in diese Richtung untersuchen lässt, beglaubigt sie unerschwerlich Wauthiers Versuch eines Rufmords. Zu-

gleich desavouiert sie Ackermann, der seinerseits die Firma durch seinen rasanten Abgang desavouierte.

Drittens: Der finale Missgriff ist das staatsaktähnliche Begräbnis für Wauthier im Zürcher Grossmünster. Der Selbstmörder wurde wie ein Held beigesetzt, mit weihewollen Worten der Chefs, die den Kollegen, der alle im Stich gelassen hatte, heroisch beleuchteten. Es war das denkbar irrigste Signal. Gewiss: Gesellschaften ehren zu Recht Mitglieder, die ihre Existenz für übergeordnete Werte oder

einen hohen Lohn kassierte und für die er in hoher verantwortlicher Position tätig war.

## Der Anti-Winkelried

Der Finanzchef, der mit seinem Ackermann-Angriff aus dem Leben schied, verdient für seine Tat keine Anerkennung und kein pompöses Begräbnis, sondern Kritik. Verwerflich ist Wauthiers finale Weigerung, für seine Verzweiflung die Verantwortung zu übernehmen. Stattdessen gab er anderen die Schuld, schwärzte er den Präsidenten an, den er in ge-



*Staatsakt-ähnliches Begräbnis:* Trauerfeier für Carsten Schloter in der Kathedrale St-Nicolas.

die Gemeinschaft aufs Spiel setzen oder hingeben. Der Soldat, der sich im Krieg für seine Kameraden opfert, oder der Samariter, der ein Menschenleben rettet und dabei selber stirbt, sind Vorbilder, die in Ehren gehalten werden. Man setzt ihnen Denkmäler, feiert ihre Abdankungen.

Wauthier freilich ist kein moderner Winkelried, der sich für die Firma opferte. Der Einsatz seines Lebens diente keinem höheren Zweck als der Beendigung eines Lebens, mit dem er nicht mehr zurechtkam. Sein Selbstmord war kein altruistischer Akt der Selbsthingabe, sondern im Gegenteil die selbstbezogene Aktion eines Verzweifelten, der seine persönliche Verzweiflung über alles stellte, über die Frau, über die Kinder und über die Firma, von der er

meiner Absicht zu seinem Mörder stempelte. Wauthier ist kein Opfer-Märtyrer, wie die Zeremonie im Grossmünster glauben machte, sondern ein Anti-Winkelried, für den am Schluss nur das eigene Befinden zählte.

Die Frage ist interessant, warum eine renommierte Firma den ichbezogenen Untergang des Kadermanns so überhöhte. Woher dieser Kult des Selbstmords? Vor kurzem fand unter ähnlichen Umständen die Trauerfeier für den ehemaligen Swisscom-Chef Carsten Schloter in Freiburg statt. Wieder öffnete eine bedeutende Kathedrale ihre Tore. Namhafte Wirtschaftsführer fanden sich ein und sogar eine Bundesrätin. Man betrauerte den Tod des weithin Beliebten, der ebenfalls freiwillig aus dem Leben geschieden war.



Im Unterschied zu Wauthier hatte Schloter öffentlich keine Drittpersonen beschuldigt – er gab private, familiäre Gründe an –, doch bemerkenswert bleibt die Egozentrik auch hier. Schloter hatte eine junge Familie, Frau, drei Kinder im Schulalter. Irgendwann verliebte sich der Vielbeschäftigte in eine Mitarbeiterin, zog aus und litt, wie er auch öffentlich bekundete, an der Zerstörung seiner Familie, die er selber verursacht hatte. Anscheinend konnte er die Situation nicht mehr einrenken und brachte sich um. Der Täter, der seine Frau und Kinder zurückliess, machte sich zum Opfer, das an einem Heldenbegräbnis gefeiert wird.

Schloters stiller, scheinbar subtiler Selbstmord war keine wilde Wauthier-Attacke, aber es sind auch hier aggressive Untertöne gegen die Hinterbliebenen spürbar. Indem er sich selber aus familiären Gründen tötet, schiebt Schloter eben doch einen Teil der Verantwortung der Familie zu, die er selber schwer ver-

uns kam diese Entscheidung völlig überraschend. Aber wir haben deinen Entschluss akzeptiert. Und heute stehen wir wieder fassungslos da.» Geehrt wurde in der Freiburger Kathedrale ein Mann, der seine Frau und seine Kinder in wenigen Jahren gleich zweimal im Stich gelassen hatte.

Früher wurden Selbstmorde kirchlich geächtet. Die Katholiken beerdigten den Selbstmörder ausserhalb der Friedhofsmauern. Man verweigerte ihm den geweihten Boden. Niemals hätten katholische Kathedralen für Selbstmörder ihre Pforten geöffnet. Hinter dem Tabu steckte die lebenspraktische Erfahrung, dass eine Überhöhung des Suizids nicht nur sachlich ungerechtfertigt ist, sondern vor allem Nachahmer motiviert. Die Verbannung diente der Abschreckung und war wohl auch Ausdruck der vernünftigen Einsicht, dass es keine Heldentat ist, sich den Verantwortungen des Lebens derart ichbezogen zu entzie-

selische oder körperliche Erkrankung vorausgeht, bleibt ein Akt fundierter menschlicher Unreife, Ausdruck übersteigerter Egozentrik und eines Scheiterns, für das vor allem die Hinterbliebenen einen hohen Preis bezahlen. Selbstmord ist Feigheit vor dem Leben.

### Irgendwie bewundernswert

Gesellschaften, die den ichzentrierten Suizid verherrlichen, huldigen einem falschen Kult des Egoismus. Sie verwechseln Ichsucht mit Opferbereitschaft und finden es irgendwie

---

### Der Täter, der seine Frau und seine Kinder im Stich liess, machte sich selbst zum Opfer.

---

bewundernswert, wenn jemand seine Angehörigen und/oder sein Unternehmen im Regen stehen lässt. Es mag «liberal» sein, sich die Macht über die Beendigung des eigenen Lebens anzumassen, aber es ist die ultimative Freiheit der Egozentrik und des Selbstmitleids, die hier über die Einsicht triumphiert, dass man sich nicht einfach aus dem Staub machen, aus der Verantwortung stehlen darf.

Hohe und hochbezahlte Wirtschaftskapitäne, die Selbstmord begehen, schaden dem künstlich hochgezüchteten Image ihrer gesellschaftlichen Klasse. Die Wirtschaftselite liebt es, sich als potenziell unfehlbaren Verbund von stets souveränen, verantwortungsbewussten Übermensch zu inszenieren. Tatsache ist, dass auch in den Grossbetrieben Normalsterbliche am Ruder sitzen, mit aussergewöhnlichen Salären und Talenten vielleicht, aber mit den üblichen Stärken und Schwächen, Ecken und Kanten. Was ist so schlimm daran? Anstatt Selbstmörder wie Schloter oder Wauthier in den Himmel zu loben, könnte man etwas bescheidener auch einfach dazu stehen, dass es hinter den aufpolierten Konzernfassaden abgründiger, weniger strahlend und insgesamt menschlicher zugeht als vorgespiegelt.

Die in Kathedralen betriebene Glorifizierung von Selbstmördern irritiert somit nicht nur deshalb, weil sie allen potenziell Lebensmüden falsche Vorbilder und Inspirationen der Nachahmung liefert. Der Wirtschaftsführer, der sich selber ermordet, verrät auch die Prinzipien, die Führungskräfte für sich in Anspruch nehmen: Stehvermögen, Durchhaltewillen, das Unternehmen zuerst, das eigene Ego zuletzt. Sein Versagen strahlt deshalb ungeschön peinlich auf alle anderen Manager ab, die den Suizid des Kollegen überhöhen müssen, um vom Versagen abzulenken und die eigene Reputation zu pflegen. Der Kult um den Selbstmörder ist auch der Tanz der Elite um ein unwirkliches Bild ihrer selbst.

Mehr zu Josef Ackermann: Seite 56



Unterschwellige Beglaubigung: Zurich-CEO Senn (Mitte) beim Verlassen des Grossmünsters.

letzte. Wurde ihm die Rückkehr verweigert? Fand er sich ungerecht behandelt? Verantwortungsvoller wäre es gewesen, die Konsequenzen seines Seitensprungs zu ertragen und den Kindern wenigstens ein Vater zu sein. Auch Schloter stellte seine Befindlichkeiten über die Interessen aller anderen.

### Akt menschlicher Unreife

Warum? Konnte der erfolgssüchtige Leistungssportler und Perfektionist nicht mit seinem durch die Niederlage angekratzten Image fertig werden? Wollte er sich rächen dafür, dass ihm nicht verziehen wurde? Bitter klangen an der Abdankung die in Zeitungen zitierten Worte seiner Ex-Frau: «Vor vier Jahren hast du dich entscheiden, andere Wege zu gehen. Für

hen. Man muss durchhalten und die Konsequenzen seines Handelns ertragen. Der Selbstmörder ist kein Held. Man sollte sich nicht umbringen.

Natürlich: Es gibt die moderne Argumentation, der Selbstmörder handle in jedem Fall uneigennützig, weil er durch sein Opfer die Umgebung von einer Last befreie. Das Plädoyer freilich überzeugt nicht. Jeder Mensch hat die Möglichkeit, sich selber zusammenzureissen, um anderen nicht zur Last zu fallen. Wenn er unter seinen Vorgesetzten leidet, kann er kündigen. Es braucht den Selbstmord nicht. Wer eine Familie gegründet hat oder an der Spitze eines Unternehmens steht, muss die eigenen Interessen und Gefühle zurückbinden. Der Selbstmord, dem nicht eine schwere

# Wendig ohne Wenn und Aber

Die BDP spielte sich im Frühling 2011 als Anführerin des Atomausstiegs auf. Jetzt zeigt sich: Die Partei wollte damit nur den Sitz ihrer Bundesrätin verteidigen und für das von BDP-Politikern beherrschte Kernkraftwerk Mühleberg das Maximum herausholen. Von Markus Schär



«Erschütternd»: damaliger BDP-Präsident Grunder, Bundesrätin Widmer-Schlumpf, 2011.

Angeblich wollen die Schweizer aus der Atomkraft aussteigen und deshalb die Energiewende hinlegen. Vom Abstellen der fünf Schweizer Kernkraftwerke sagte Bundesrätin Doris Leuthard allerdings nichts, als sie letzte Woche ihr Massnahmenpaket zur Energiewende vorstellte. Die Grünen warnen deshalb: «Ein Ausstiegsbeschluss ohne eine Befristung der Laufzeiten ist unverantwortlich.» Und die Sozialdemokraten klagen darüber, dass «sich der Bundesrat leider nicht getraut hat, die Laufzeiten der schon bestehenden betagten AKW zu begrenzen». Im Communiqué der BDP, die sich im März 2011 rühmte, die Energiewende auf Schweizer Art anzuführen, steht dagegen zum Atomausstieg – kein Wort.

So beweist die Partei von Eveline Widmer-Schlumpf, was ihr die Gegner seit je unterstellen: Sie missbraucht die grössten politischen Fragen des Landes für Postenschacherei, also zur Sicherung des Sitzes ihrer Bundesrätin. Mit ihrem vorgetäuschten Einsatz für die Energiewende kämpfte die BDP nicht für eine Schweiz ohne Atomkraftwerke, sondern für die Wiederwahl der Finanzministerin und für das Weiterlaufen des AKW Mühleberg, mit dem die Partei eng verhandelt ist.

«Es ist erschütternd», hyperventilierte BDP-Präsident Hans Grunder nach dem Störfall in Fukushima am 20. März 2011 im *Sonntag*: «Der

Zeitpunkt ist gekommen, das Projekt Ausstieg anzugehen. Ohne Wenn und Aber.» Damit verkaufte der Parteichef medienwirksam, was die Spitze der BDP an einer Krisensitzung beschlossen hatte. Vor allem betonte der BDP-Lautsprecher, die Sitzungsteilnehmer samt der parteieigenen Bundesrätin hätten das Papier einstimmig verabschiedet. Daraus zog *Newsnetz* den richtigen Schluss: «Erste Bundesrätin bekennt sich zu Atomausstieg.» Widmer-Schlumpf kam also Leuthard zuvor – es krachte deshalb zwischen den beiden Alphafrauen.

Die Allianz von CVP und BDP fand wieder zusammen. Im Juni 2011 nahm der Nationalrat nicht nur die von Grunder als «zentral» bezeichnete BDP-Motion an, die keine neuen AKW bewilligen wollte, sondern – mit den Stimmen der BDP – auch die Motion von Roberto Schmidt, einem Walliser CVP-Hinterbänkler, der im Oktober 2011 die Wiederwahl nicht schaffte. Der Vorstoss, der auch die sofortige Stilllegung von unsicheren AKW forderte, stammte vom SP-Mann Eric Nussbaumer; für den Kompromiss des Ständerates, der festhielt, damit werde «kein Technologieverbot erlassen», sorgte gemäss Eigenlob der jetzige Ständeratspräsident Filippo Lombardi.

Die vier Bundesrätinnen von SP, CVP und BDP standen also für die Energiewende und setzten das Thema für die Nationalratswahlen. Der CVP

(–2,2 Prozent Wähleranteil), der SP (–0,8 Prozent) und den Grünen (–1,2 Prozent) nützte der vermeintliche Wahlschlager nichts, wohl aber den Grünliberalen, die 4 Prozent dazugewannen, und besonders der BDP, die gleich 5,4 Prozent erzielte. Vor allem schaffte Widmer-Schlumpf am 14. Dezember 2011 die Wiederwahl, weil die Atomausstiegsallianz halten musste. Damit war für ihre Partei das Thema erledigt.

## Neuer Kuhhandel

Die BDP vollzog nochmals eine eigene Energiewende. Noch Anfang 2011 kämpften die Berner BDP-Granden in einer kantonalen Volksabstimmung für den Bau eines zweiten AKW in Mühleberg – bei den Bernischen Kraftwerken (BKW), der Eigentümerin, die zu 53 Prozent dem Kanton Bern gehören, ist BDP-Nationalrat Urs Gäsche Verwaltungsratspräsident und BDP-Regierungsrätin Beatrice Simon Verwaltungsrätin. Der Kurs der BKW-Aktien ist seit dem Höchst vor fünf Jahren um achtzig Prozent abgesackt, allein seit Fukushima hat die Beteiligung des Kantons um 2,5 Milliarden Franken an Wert verloren. Die BDP als staatstragende Partei musste deshalb ihre Prioritäten nochmals neu sortieren: in Mühleberg retten, was zu retten war.

«Die BDP Schweiz ist der Meinung, dass die jetzigen Kernkraftwerke möglichst lange in Betrieb bleiben müssen», schrieb die Partei deshalb Anfang 2013 in ihrer Vernehmlassung zur Energiestrategie des Bundesrates. Und sie sprach sich sogar dafür aus, die Kernkraftforschung weiterzuführen: «Falls eine neue Generation von Kernkraftwerken sicherheitstechnisch unbedenklich sein sollte, muss diese im Vergleich zum bis dahin erreichten Ausbau der erneuerbaren Energien neu evaluiert werden können.»

In den Kantonen, so in Zürich und im Thurgau, agierten denn auch BDP-Vertreter gegen den Atomausstieg. Und im Nationalrat torpedierte Hans Grunder persönlich die «Verständigungslösung» von CVP-Nationalrat Stefan Müller-Altermatt: Die AKW-Betreiber sollten nach vierzig Jahren ein Konzept vorlegen, wie ihre Werke zehn Jahre sicher weiterlaufen könnten. Denn solche Investitionen rechnen sich für Mühleberg nicht. Deshalb mauschelt die BDP bei einem neuen Kuhhandel mit: Betreiber, die ihr AKW freiwillig abstellen, sollen die verbleibende Laufzeit anderen AKW verkaufen können. So erreicht die Partei ihr Ziel: Für den Kanton Bern schaut das Maximum heraus – und Widmer-Schlumpf erlebt das Aus für Mühleberg vielleicht noch als Bundesrätin. ○



# Getrübte Spendierfreude

Mit dem neuen Balgrist-Campus entsteht in Zürich ein Forschungszentrum, das vollständig privat finanziert ist. Mäzene können die Wissenschaft entscheidend voranbringen. In der Schweiz weht ihnen ein steifer Wind entgegen. *Von Alex Reichmuth*

Hansjörg Wyss, Henry Bodmer, Ernst Thomke – das sind nur drei der Persönlichkeiten, die den neuen Balgrist-Campus in Zürich mit Millionenbeträgen unterstützen. Ab 2015 sollen an diesem Forschungs- und Entwicklungszentrum über 200 Ärzte, Wissenschaftler und Ingenieure Probleme des menschlichen Bewegungsapparats studieren und lösen. Letzte Woche wurde der Grundstein für das Gebäude gelegt, das 62 Millionen Franken kosten soll. Speziell am Balgrist-Campus ist, dass er ohne Steuergeld finanziert wird. Vierzehn Millionen Franken spendet allein Hansjörg Wyss, der ehemalige Besitzer des Medizinaltechnikunternehmens Synthes. Nebst weiteren Privatleuten unterstützen Stiftungen und Unternehmen den neuen Campus. Der Rest des Geldes kommt von der (privaten) Universitätsklinik Balgrist und von Bankkrediten.

## Beirat garantiert Forschungsfreiheit

Die privaten Spender des Campus erwarteten keinen eigenen finanziellen Profit, sagt Christian Gerber, Ärztlicher Direktor der Uniklinik Balgrist. «Die Donatoren geben ihr Geld, damit Fachleute neue medizinische Behandlungen entwickeln können.» Dafür sei eine enge Zusammenarbeit von Fachleuten verschiedenster Richtungen nötig, wie sie am Balgrist-Campus vorgesehen ist. Der Campus werde auch darum privat finanziert, weil dem Kanton derzeit die Mittel für ein Forschungszentrum dieses Ausmasses fehlten.

Nicht alle sind glücklich, wenn Forschungsstätten, die dem Gemeinwohl dienen sollen, mit privatem Geld entstehen. Erika Ziltener, Präsidentin des Dachverbandes schweizerischer Patientenstellen, steht dieser Art der Finanzierung «sehr kritisch» gegenüber. Es bestehe die Gefahr, dass kommerzielle Interessen dominierten und die Forschung dem Profit Einzelner statt dem Wohl aller diene. Lehrstühle müssten darum immer durch die öffentliche Hand finanziert werden, fordert Ziltener.

Christian Gerber von der Uniklinik Balgrist betont jedoch, beim neuen Campus werde alles Notwendige unternommen, damit die Arbeit der Forscher und Fachleute nicht durch kommerzielle Interessen beeinflusst werde. So vermarkte der Campus etwa neuentwickelte Produkte in keinem Fall selber. Und Patente, die am Campus von universitären Gruppen erarbeitet würden, gehörten den entsprechenden Universitäten und nicht irgendwelchen

Firmen. Zudem wache ein wissenschaftlicher Beirat über die Forschungsfreiheit am Campus. Dieser Beirat sei aus unabhängigen, international anerkannten Wissenschaftlern zusammengesetzt.

Allgemein seien aber die Ängste, die Forschung werde zum Spielball finanzieller Interessen, übertrieben, meint Gerber. «Es besteht vielmehr die Gefahr, dass wegen solcher Ängste vielversprechende Ideen und Ansätze ungenutzt bleiben.» Eine enge Zusammenarbeit zwischen Forschung und Industrie sei dringend notwendig. Die Forderung, dass Lehrstühle auf keinen Fall privat finanziert sein dürfen, erachtet Gerber als völlig verfehlt.

Sehr positiv steht der Finanzierung des neuen Balgrist-Campus Gottfried Schatz gegenüber, der frühere Präsident des Schweizerischen Wissenschafts- und Technologierats. «Der ehemalige Synthes-Besitzer Hansjörg Wyss macht mit seiner Spende für den Campus genau das, was wir in der Schweiz brauchen», meint der Biochemiker. Denn grosszügig ausgestattete Forschungszentren seien nötig, um in der Wissenschaft voranzukommen. Dem Staat fehle aber meist das Geld, «um mit der grossen Kelle anzurühren», stellt Schatz fest. Leider würden Spender und Mäzene in der Schweiz und in Europa bisher zu wenig geschätzt. «In den USA ist das ganz anders», so

der Biochemiker. «Dort ist fast jedes zweite Gebäude einer Hochschule nach einem Spender benannt.» Europa könne seinen Rückstand in der Wissenschaft gegenüber Amerika nur dann wettmachen, wenn das Mäzenatentum auch hier geschätzt und gefördert werde.

Stehen Schatz' Aussagen nicht im Widerspruch dazu, dass er im letzten Winter den sogenannten «Zürcher Appell» mit unterschrieben hat? Mit diesem Aufruf protestierten 25 Professoren gegen die Hundert-Millionen-Spende der Bank UBS für ein Forschungszentrum an der Universität Zürich, das nach ihr benannt wird. Gottfried Schatz widerspricht. «Das Problem damals war nicht, dass sich die UBS engagierte, sondern, dass die Bedingungen dieses Engagements öffentlich völlig unklar blieben. Darum unterschrieb ich den Appell.» Denn solche Intransparenz schade der Glaubwürdigkeit universitärer Forschung und dem Ansehen von Privatspenden in der Wissenschaft.

In der Schweiz unternehme der Staat zu wenig, um finanzielle Engagements von Privatpersonen zu fördern, ist Christian Gerber von der Uniklinik Balgrist überzeugt. «Spenden zugunsten wissenschaftlicher Forschung zum Beispiel können nur teilweise von den Steuern abgezogen werden.» Auch hier sei Amerika voraus: Dort seien Spenden für Wissenschaftsprojekte voll abzugsfähig. ○



«Genau das, was wir in der Schweiz brauchen»: Balgrist-Campus.

# «Explosion des Unternehmertums»

Für den ehemaligen polnischen Finanzminister Leszek Balcerowicz ist angebliches Marktversagen frei erfunden, stellen alternative Energien reine Geldverschwendung und europaweite Lösungen eine Illusion dar. Der Volkswirtschaftler erklärt, wie sein Land zu wirtschaftlicher Stärke fand. *Von Pierre Heumann*

Leszek Balcerowicz, in den neunziger Jahren polnischer Finanzminister und von 2001 bis 2007 Zentralbankchef in Polen, rettete eine der grössten Wirtschaften Europas. Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems setzte er radikal auf die Kräfte des freien Marktes und sorgte dafür, dass sich Polen als erstes Land aus dem ehemaligen Sowjetblock der globalen Konkurrenz öffnete. Der Übergang vom Plan zum Markt war äusserst schmerzlich, und Balcerowicz gehörte zu den meistgehassten Politikern. Doch die Durststrecke zahlte sich aus.

Heute zählt Polens Wirtschaft zu den stärksten in Europa. Die OECD bezeichnete sie im vergangenen Jahr als Wachstums-Star. Balcerowicz, der seit seinem Rückzug aus der Politik Ökonomieprofessor an der Warsaw School of Economics ist, erhielt zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem von der Ludwig-Erhard-Stiftung, vom britischen Finanzmagazin *Euromoney* und von der Friedrich-August-von-Hayek-Stiftung. Zudem hat der 66-Jährige mehr als zwei Dutzend Ehrendokorate. Mit seinem Erfolgsausweis in Polen gilt er als Top-Sanierer von kranken Volkswirtschaften.

**Herr Balcerowicz, Sie haben in Warschau zu einer Zeit studiert, als Polen kommunistisch war. Wie kommt es, dass Sie heute zu den konsequentesten Verfechtern des freien Marktes gehören?**

Nur wer ausserhalb dieses Systems lebt, kann sich für den Sozialismus begeistern. Wer einmal in einem kommunistischen System gelebt hat, hat dessen Nachteile erfahren. Es gibt deshalb heute wohl mehr Kommunisten in Frankreich als in Polen.

*(Lacht)*

**Die Universität war stramm kommunistisch. Grundlagen zum Verständnis der Marktwirtschaft wurden nicht vermittelt.**

Die ökonomischen Vorlesungen waren schrecklich. Wobei wir in Polen weniger Gehirnwäsche hatten als in der ehemaligen UdSSR oder in der DDR. Dort gab es zum Beispiel ein Spezialfach, das sich «wissenschaftlicher Kommunismus» nannte. Solchen Unfug kannte man in Polen nicht. Auch gab es in den Bibliotheken Lehrbücher aus dem Westen.

**Weckte das Studium kapitalistischer Theorien bei den Spitzeln des Regimes kein Misstrauen?**



«Lehrbücher aus dem Westen»: Ökonom Balcerowicz.



Nein, studieren durfte man das. Aber es war riskant, über die Lehren und Vorteile des freien Marktes zu publizieren. Ebenso gefährlich war es, das sehr schlechte System des Sozialismus zu kritisieren. Mich hat aber schon während des Studiums die Geschichte von Wirtschaftsreformen interessiert. Nach dem Studium gründete ich ein Forum, um das Thema zu vertiefen. Wir hatten damals freilich nicht vorausgesehen, dass die Sowjetunion implodieren würde. Der Versuch, von den Erfahrungen anderer Reformländer zu lernen, war für uns eine Art Hobby. Als die UdSSR in sich zusammenbrach, witterten wir die Chance, Polen aus seiner Wirtschaftsstarre zu befreien. Dabei mussten wir erstens schnell und zweitens auf breiter Front vorgehen.

**In Übereinstimmung mit dem Internationalen Währungsfonds und der Weltbank verschrieben Sie Polen eine bittere Medizin.**

Es war für die Bürger in der Tat nicht einfach. Ab Januar 1990 fielen bei den wichtigsten Gütern sämtliche Preiskontrollen, und Lohnerhöhungen wurden eingefroren. Um den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen, musste ich Staatsausgaben und staatliche Investitionen reduzieren. Gleichzeitig wurden die Zinsen angehoben, und die Kreditvergabe wurde beschränkt. Zudem setzten wir die Abschaffung des Staatseigentums durch. Bereits wenige Monate nach dem Fall der Mauer kamen die ersten Privatisierungsvorschläge ins Parlament.

**Die Reaktion der Bevölkerung liess nicht lange auf sich warten: Es kam zu Massenprotesten und Streikaktionen. Viele wanderten aus. War der Preis Ihrer Schocktherapie zu hoch?**

Den Ausdruck «Schocktherapie» habe ich nicht gern. Menschen haben Angst vor Schocks.

**Wie würden Sie es nennen?**

Mir ist der Ausdruck «radikales Vorgehen» lieber.

**Also: War der Preis, den das Volk für Ihre radikale Politik zahlen musste, zu hoch?**

Sagen wir es so: Wenn Sie als Arzt einen Patienten vor sich haben, stehen Sie vor einer ähnlichen Frage. Ist es für ihn besser, wenn Sie ihn heilen, auch wenn die Behandlung schmerzt, oder wäre es angezeigt, ihn weiter vor sich hin siechen zu lassen?

**Das Beispiel ist krass.**

Überhaupt nicht. Dass wir die Transformation so schnell vorangetrieben haben, hat sich gelohnt. Dank den Reformen hat sich bei uns das Sozialprodukt vervielfacht. Laut Statistik betrug es 1989 pro Kopf 2188 Dollar, heute liegt es bei 14000 Dollar. Vergleichen Sie das mit Ländern wie Weissrussland oder der Ukraine, die

unseren Weg nicht beschritten haben. Die sind noch weit zurück.

**Polens Wirtschaft setzt heute auf private Unternehmer. Wie war es möglich, in kurzer Zeit risikobereite Menschen zu finden, die im rigiden Kommunismus gross geworden waren?**

Unternehmer gibt es in jeder Gesellschaft. Weil sie aber im Kommunismus ihr Talent nicht verwirklichen konnten, wanderten viele in den Westen aus. Als der Kommunismus weggefeht war, erlebten wir eine Explosion des Unternehmertums. Das ist keine Frage der Soziologie, sondern des Systems. Wenn

---

**«Der Hang zur staatlichen Bevormundung ist ungebrochen und ökonomisch schädlich.»**

---

sich Individuen verwirklichen können, wenn ihnen der Staat das erlaubt, engagieren sie sich. Verhindern muss man bloss, dass neue Barrieren errichtet werden, wenn die alten Schranken gefallen sind. Denn Regulierungen hemmen unternehmerische Initiativen.

**Viele EU-Länder haben derzeit wirtschaftliche Probleme. Was können diese aus Ihren Erfahrungen lernen?**

Die Lage in Polen war 1989 anders als heute in der EU. Wir hatten eine Hyperinflation, die EU hat das nicht. Aber aufgrund unserer Erkenntnisse ist klargeworden, dass man Reformen nicht auf die lange Bank schieben darf. Zuwarten macht die Probleme nur noch schlimmer.

**Was machen die EU-Krisenländer falsch?**

Es gibt leider zu viele Ökonomen, die behaupten, jedes Problem müsse durch den Staat gelöst werden. Das glauben ihnen die Politiker natürlich gerne, aber es führt in die Irre. Obwohl ökonomische Freiheit die wichtigste Voraussetzung für Wirtschaft ist, wird sie ständig eingeschränkt. Das ist doch paradox! Und mit Hilfe des Staates sollen jetzt auch Umweltprobleme gelöst werden. Dabei sind die meisten alternativen Energien nichts als Geldverschwendung. Der Hang zur staatlichen Bevormundung ist ungebrochen und ökonomisch schädlich. Die EU subventioniert zum Beispiel ineffiziente Alternativtechnologien, etwa Windmühlen. Manche ökologischen Bewegungen sind extrem antikapitalistisch. Sie wollen alles Mögliche und Unmögliche regulieren, den Einfluss des Staates ausdehnen und dem Bürger bis ins Detail vorschreiben, wie er sich zu verhalten habe, was er tun dürfe und was er zu unterlassen habe.

**Nach Ihren schlechten Erfahrungen mit dem Sozialismus misstrauen Sie dem Staat verständlicherweise. Lässt man den Marktkräften aber zu viel Spielraum, kommt es zu Übertreibungen, und es stellen sich Krisen ein.**

Die meisten sogenannten Marktversagen, die in den Lehrbüchern beschrieben werden, wurden von Ökonomen erfunden. Diese Theoretiker verspüren offenbar einen unwiderstehlichen Drang, Probleme durch den Staat zu lösen. Mehr als das: Gewisse Ökonomen sind geradezu auf der Suche nach Problemen, um sie auf das Versagen der Märkte zurückführen zu können und dem Staat neue Aufgaben zuzuschreiben. Sie versäumen es aber, die Unzulänglichkeiten des Marktes mit denjenigen des Staates zu vergleichen.

**Sehen Sie auch die Schuldenprobleme in EU-Staaten oder die Finanzkrise nur als «erfundenes» Marktversagen?**

Glauben Sie denn wirklich, dass die freien Marktkräfte zur Krise in Griechenland geführt haben?

**Was sonst?**

Die Wähler wählten anhand von Versprechungen, die man ihnen gemacht hatte. Das hat mit dem Versagen der Politik zu tun. Oder betrachten wir die Finanzmärkte, wo wir einen Kreditboom erleben, bis die Blase platzt. Landläufig spricht man dann vom Versagen der Märkte. Aber das ist sehr oberflächlich ...

**... weil Gier in der Finanzbranche zu Realitätsverlust führt?**

Das ist Hollywood-Ökonomie! Was meint man denn mit Gier? Die Wahrheit ist doch, dass Gesetze und Vorschriften, die von Politikern und Bürokraten geschaffen werden, zu einem exzessiven Kreditwachstum geführt haben. Wenn die Notenbank so lange eine Tiefzinspolitik fährt wie zum Beispiel in den USA, muss man beim Platzen der Blase nicht von Marktversagen, sondern von einem Politikversagen mit sehr gefährlichen Konsequenzen sprechen. Für riskant halte ich derzeit auch die Politik der Europäischen Zentralbank. Sie druckt Geld, um den Problemländern zu helfen. Das ist gewagt ...

**Es verhindert aber den Staatsbankrott.**

Die Europäische Zentralbank rechtfertigt ihre Politik damit, dass man Zeit gewinne, um die Probleme zu lösen. Das Gegenteil ist richtig: Es wird Zeit verschwendet. Die Politiker sagen sich nämlich: «Weshalb sollen wir unpopuläre Reformen durchziehen, wenn uns die EZB Geld nachschiebt?» Die EZB-Politik nimmt den Druck weg, die Probleme anzupacken.

**Immerhin bemüht sich die EU um eine europaweite Lösung der Probleme.**

Europäische Lösungen sind eine Illusion, ebenso die Floskel «Mehr Europa». Es gibt, um ein Beispiel zu erwähnen, keine europäische Lösung für italienische Probleme, aber es gibt für Italien nur eine italienische Lösung für das italienische, griechische oder französische Problem. Das zeigen unsere Reform Erfahrungen in Polen. ○

beobachternatur.ch Fr. 7.90  
13. SEPTEMBER BIS 10. OKTOBER 2013

Beobachter

# Natur

DAS ÜBERRASCHENDE UMWELT- UND WISSENSMAGAZIN

**Ab 13. September  
am Kiosk**



## Kompass im Kopf

Wie Tier und Mensch sich orientieren

**ERNÄHRUNG**  
Fett ist gesund und  
zu Unrecht verkannt

**WAHRER KRIMI**  
Wie Bär M13 den perfekten  
Mord vereifelte

**OUTDOOR**  
Vereina-Tunnel: Ober-  
drüber statt untendurch

Beobachter  
**Natur**

**Bestellen Sie jetzt Ihr Probeabonnement:  
[www.beobachternatur.ch/abo](http://www.beobachternatur.ch/abo)  
oder telefonisch unter 043 444 55 50**



# Die Kunst des klaren Denkens.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo). Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT





«Mit offenen Armen empfangen»: Deutsche-Bank-Chef Ackermann, Kanzlerin Merkel, 2006.



Mit russischem Premier Putin, 2010.



Mit deutschem Finanzminister Schäuble, 2010.

## Josef Ackermann: Was bleibt

Wie kaum ein anderer Schweizer Manager spielte Josef Ackermann als Chef der Deutschen Bank in der «Champions League» der Weltwirtschaft. Wie ist seine Amtszeit zu bewerten? Wo lagen Erfolge, wo Niederlagen? *Eine Bilanz des Wirtschaftspublizisten und Ackermann-Vertrauten Stefan Baron*

Der 31. Mai 2012 ist ein schwül-warmer Tag in Frankfurt. Eine sommerliche Hitze hat sich vorzeitig zwischen den Bankentürmen in Deutschlands Finanzzentrum eingeknistert. Die ersten Besucher, die sich am Morgen zur Hauptversammlung der Deutschen Bank am Rande des Messegeländes aufmachen, begegnen Sprühwagen der Stadtverwaltung, die den Asphalt der Strassen mit Wasser kühlen.

Über 7000 Aktionäre, so viel wie nie zuvor, haben sich angemeldet, um das Ende einer Ära mitezuerleben, den letzten Arbeitstag von Josef Ackermann an der Spitze des grössten Geldhauses der Nation. Seit Wochen hat Josef Ackermann diesem Tag in einer Mischung aus Ungeduld und Unruhe entgegengefeiert. Er will die Querelen um seine Nachfolge, die lange die Schlagzeilen über ihn dominiert hatten, vergessen machen, die Bilanz von zehn Jahren an der Spitze der Deutschen Bank ziehen. Es soll sein Tag werden. Seine Form der Abschiedsfeier.

Festivitäten zu seinem Abgang hatte der Schweizer nicht gewollt. «Das passt nicht in die Zeit», findet er. Und natürlich auch nicht zu den internen Reibereien der vorausgegangenen Monate. Ein privater «Apéro» für enge Mitarbeiter und langjährige Wegbegleiter im Frankfurter Stadel-Museum, ein Abschiedessen im Kreise von Aufsichtsrat und Vor-

standskollegen am Vorabend der Hauptversammlung in der Villa Sander, dem Gästehaus der Bank gleich neben den Doppeltürmen, das war's. Keine «Joe-Show». Keine der zu solchen Anlässen üblichen Feierlichkeiten mit Honoratioren und Festreden wie kurz zuvor zur Verabschiedung des EZB-Präsidenten Jean-Claude Trichet. Sparkassen-Präsident Heinrich Haasis, der kurz darauf ebenfalls in den Ruhestand geht, braucht sich keine Sorgen zu machen, dass ihm der Deutschbanker die Schau stiehlt.

### Feier bei der Industriellenwitwe

Ein Gefühl dafür, wie es auch hätte sein können, bekommen nur die Gäste eines festlichen Abendessens (Dresscode: Smoking), das die für ihre ausgeklügelten Gastmähler bekannte Industriellenwitwe Gabriele Henkel im März zum Abschied von Josef Ackermann in ihrer Villa in Hösel bei Düsseldorf veranstaltet. Dabei sind unter anderen der Entertainer Harald Schmidt, der Schauspieler Bruno Ganz, die Künstler Günther Uecker und Andreas Gursky sowie der Buchautor Peter Scholl-Latour. Der Abend endet mit einem minutenlangen Goldregen am dunklen Nachthimmel. Zum Abschluss des Feuerwerks steht «Alles Gute» am Firmament über Rhein und Ruhr. Und die Gastgeberin sagt zu ihrem Ehrengast: «Vergessen Sie Ihre deutschen Freunde nicht!»

Auf seine letzte Hauptversammlung hat sich Josef Ackermann besonders gründlich vorbereitet, immer wieder Veränderungen an seinem Redetext, den Schaubildern für die Grossleinwand auf der Bühne und dem kurzen Film vornehmen lassen, in dem Menschen aus aller Welt ihre Meinung zu der Bank äussern. Noch penibler als sonst hat er die Sicherheitsmassnahmen und die Einstellung des Teleprompters überprüft, um ja jede Störung und Panne auszuschliessen.

Als der Versammlungsleiter Clemens Börsig an diesem Donnerstagmorgen kurz nach zehn das Aktionärstreffen eröffnet, ist die Halle, in der gewöhnlich Popkonzerte stattfinden, bis auf den letzten Platz gefüllt, sogar in den Fluren stehen die Menschen. Sie wollen den «umstrittensten und erfolgreichsten Banker Europas» (*Zeit*), den «Weltstaatsmann» (*Handelsblatt*) und «Pop-Star» (*New York Times*) ein letztes Mal live erleben.

Es ist auch Börsigs letzte Hauptversammlung bei der Deutschen Bank. Der Chefkontrolleur bedenkt den scheidenden Vorstandsvorsitzenden mit unerwartet warmen Lobesworten. Eine «Epoche» gehe zu Ende, sagt er, den «strategischen Entscheidungen» Ackermanns sei es zu verdanken, dass die Bank keine Staatshilfe gebraucht habe und «als Gewinnerin aus der Finanzkrise» hervorgegangen sei. Und, direkt an den Schweizer





Mit US-Politiker Hagel, 2010.



Mit spanischem König Juan Carlos I., 2011.



Mit luxemburgischem Premier Juncker, 2011.



Mit Ehepaar Bush, 2009.



Mit Uno-Generalsekretär Annan, 2006.

gerichtet: «Lieber Joe, dieser Erfolg wird immer mit Ihrem Namen verbunden bleiben.»

In dem Moment erheben sich die vielen tausend Menschen in der Halle, um stehend Beifall zu spenden. Josef Ackermann ist freudig überrascht, strahlt übers ganze Gesicht und hebt abwehrend die Hände.

Als er später für seinen Rechenschaftsbericht selbst ans Rednerpult tritt, diesmal mit bordeauxroter statt der üblichen blauen Krawatte, zeigt auch er sich versöhnlich und lobt die Zusammenarbeit mit dem Aufsichtsrats-Chef. Man spürt, diesen letzten gemeinsamen Tag in der Bank wollen die beiden Spitzenleute nicht belasten, sie ordnen ihr Ego dem Gesamtinteresse unter.

Seine letzte Rede als Deutsche-Bank-Chef beginnt der Schweizer sehr persönlich und emotional: Der heutige Tag sei für ihn «ein Tag der Wehmut, vor allem aber der Freude», sagt er. Er empfinde «Wehmut» beim Abschied von einem Land, das ihn «mit offenen Armen empfangen und stets mit Offenheit begleitet» habe. Vor allem aber freue er sich, weil er «eine gute Abschlussbilanz vorlegen» und die Bank «in guter Verfassung» in die Hände seiner Nachfolger übergeben könne.

Dann spricht der scheidende Bankchef gleich den für Aktionäre empfindlichsten Punkt seiner Bilanz an, den Kurs der Aktie. Zehn Jahre zuvor, als er an die Spitze des Instituts vorgeückt war, hatte er versprochen, das Haus wieder in die Gruppe der, gemessen am Börsenwert, zehn stärksten Banken der Welt zurückzuführen, dem es früher einmal angehört hatte. Dieses Ziel hat er jedoch weit verfehlt. Infolge der Finanzkrise und der europäischen Staatsschuldenkrise ist der Börsenwert seines Hauses um fast die Hälfte geschrumpft.

Einige Wettbewerber, die einst vor den Deutschen lagen, haben zwar noch mehr verloren. Auch wenn dies angesichts des aktuell niedrigen Aktienkurses «niemanden so recht glücklich machen» könne, «über die gesamte Dekade gesehen, konnten wir die Konkurrenz überflügeln und Ihnen eine bessere Rendite liefern», ruft Ackermann den Aktionären zu. Allerdings sind andere Geldinstitute aus boomenden Schwellenländern und weniger durch die Finanz- und die anschliessende europäische Staatsschuldenkrise betroffenen Regionen gleichzeitig an den Frankfurtern vorbeigezogen. Und das trotz der 25 Prozent Eigenkapitalrendite!

### Gesellschaftliche Verantwortung

Fast ein Drittel seiner Abschiedsrede an die Aktionäre widmet der Schweizer dem Thema «Gesellschaftliche Verantwortung». Er präsentiert die Gewinner des von ihm neugeschaffenen Mitarbeiterpreises für soziales Engagement, die er zu der Hauptversammlung eingeladen hatte, und lobt: «Diese drei Deutschbanker leben unser Motto «Leistung aus Leidenschaft» in seiner vollen Dimension beispielhaft vor.» Ackermann spricht seinen Beitrag zur Rettung der Hypo Real Estate und Abwehr einer finanziellen Kernschmelze an, zur Reform des Finanzsystems und Bewältigung der europäischen Staatsschuldenkrise, den Rückzug aus Geschäften mit Streubombenherstellern und das Moratorium für Anlagen in Grundnahrungsmitteln.

Als der Schweizer seine Rede beendet, erheben sich die Aktionäre, die auch zwischen durch schon oft applaudiert hatten, zum zweiten Mal von ihren Sitzen und spenden stehend lange Beifall. Viele in der Halle sind bewegt. Auch und gerade der sonst immer so coole

«Joe». Seine Augen werden feucht. Er muss die Tränen unterdrücken.

Mir fällt in dem Moment sein Lieblingsvers aus Goethes «Faust» ein: «Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.»

Josef Ackermann sieht sich erlöst. Am Ende hat er schliesslich doch noch bekommen, worauf es ihm immer auch besonders ankam: die Anerkennung der Deutschen. Sie honorieren nicht nur seine Leistung als Banker, sondern auch seine Einsicht in eigene Fehler und seine ernstgemeinten Bemühungen, sie wiedergutzumachen. Selbst die schärfsten Kritiker drehen bei: Von einem «misslungenen Abschied» hatte die *Welt* noch am Morgen der Hauptversammlung in einem Vorbericht geschrieben. Tags darauf ist in dem Blatt von «Ovationen für den Vorstandschef» zu lesen.

Schon in den Wochen vor der Hauptversammlung hatte sich nach vielen negativen Berichten im Zusammenhang mit dem Nachfolge-Hickhack und Aufsichtsrats-Zickzack wieder ein positiver Tenor in den Medien durchgesetzt. Dem scheidenden Bankchef wird sein unermüdliches Engagement im Kampf gegen die europäische Staatsschuldenkrise und für Reformen in seiner Branche hoch angerechnet. Ihm wird zugutegehalten, dass er seinen Nachfolgern den Start erleichtern will und in den letzten beiden von ihm zu verantwortenden Quartalen noch über anderthalb Milliarden Euro an Altlasten in Form von Abschreibungen und Rückstellungen für Rechtsrisiken auf seine Kappe und damit entsprechend schlechtere Ergebnisse in Kauf nimmt.

Je näher sein letzter Arbeitstag rückt, desto mehr erscheint auch Josef Ackermanns Gesamtleistung über eine ganze Dekade im Blickfeld. «Die Ära Ackermann wird als eine stolze in die



Ackermann (M.), chinesischer Präsident Hu Jintao (hinten, l.), Bundespräsident Köhler (hinten, r.), 2005.

Geschichte der Deutschen Bank eingehen», so das *Handelsblatt*. Seine Nachfolger, bilanziert *Bild*, «treten in grosse Fussstapfen». *Die Zeit* meint, es sei gut möglich, dass der Schweizer den Deutschen «vielleicht gar fehlen wird». Gemäss der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* ist eine Welt ohne Ackermann «noch kaum vorzustellen. Er war der Mr Wirtschaft. Nie langweilig, stets für eine Schlagzeile gut.» Ackermann habe sich «von den gefährlichen Machenschaften im Investmentbanking distanziert», lobt der *Spiegel*. Und selbst die in der Nachfolgefrage so Ackermann-kritische *Welt am Sonntag* findet: «Ackermann war der richtige Vorstandschef in einem denkbar schwierigen Jahrzehnt.»

Am Abend der Hauptversammlung, als alles vorbei ist, gibt der Vorstandsvorsitzende wie immer bei diesem Anlass Auszubildenden der Bank und Aktionären noch eine Autogramm-Stunde. Diesmal will die Schlange der Wartenden fast kein Ende nehmen. Die Festhalle ist längst leer und teilweise abgedunkelt, die Handwerker sind schon dabei, die Aufbauten zu demontieren, als Josef Ackermann schliesslich zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in einem Seitenraum stossen kann, die die Veranstaltung vorbereitet und begleitet haben, um mit ihnen wie üblich ein Bier zu trinken. Alle sind froh darüber, wie der Tag gelaufen ist, die Anspannung der vergangenen Wochen ist abgefallen.

Spät am Abend gehen wir in einem Steakhaus in der Nähe von Ackermanns Wohnung im Westend noch etwas essen. In bester Stimmung blickt der Schweizer bei einem Glas Rotwein zurück: Haben sich all die Mühen gelohnt? Die 80- bis 100-Stunden-Arbeitswochen? Das Leben aus dem Koffer in Jets und Hotels? Der nahezu vollständige Verzicht auf Privatleben? Der Raubbau an der Gesundheit?

War es die vielen Anfeindungen wert? Alles keine Frage! «Es war eine tolle Zeit», sagt er. Die letzten, «politischen Jahre» seien «die wichtigsten» in seinem gesamten Berufsleben gewesen. In diesen Jahren habe er am meisten erreicht: für die Bank, die Gesellschaft und auch für sich. Im Nachhinein sei er froh, dass aus seinem 2009 geplanten Rückzug nichts wurde. Josef Ackermann weiss: Ein Platz nicht nur in der Geschichte der Deutschen Bank und der Finanzbranche, sondern auch in der Wirtschafts- und Finanzgeschichte dieses Landes und Europas ist ihm sicher.

### In bester Stimmung blickt der Schweizer bei einem Glas Rotwein zurück.

Was wird im kollektiven Gedächtnis der Deutschen von dem Schweizer einmal bleiben? Ist es das Victoryzeichen? Die 25-Prozent-Rendite? Dass er der Finanzkrise durch seinen Ehrgeiz und sein Erfolgsstreben den Boden mit bereitet hat? Die Verfehlungen von Mitarbeitern seines Hauses in seiner Ära?

Oder dass er Deutschlands grösstes Geldhaus zu einem globalen Spieler geformt, es sicher durch die grösste Finanzkrise seit Menschengedenken gebracht und dann unter anderem durch den Kauf der Postbank weniger abhängig vom Investmentbanking gemacht hat? Dass er sich geschämt hätte, Steuergeld in Anspruch nehmen zu müssen? Sein Beitrag zur Rettung von IKB und Hypo Real Estate und damit zur Rettung des Finanzsystems vor dem Kollaps, zur Reform seiner Branche, der Schuldenschnitt für Griechenland und sein Engagement für Europa? Die Reue, die er für



Mit EZB-Präsident Trichet, 2009.



Mit dem griechischen Premier Papandreou, 2010.

die Exzesse seiner Branche gezeigt hat, und die Bereitschaft, am Ende einer langen, erfolgreichen Karriere noch einmal umzudenken und umzusteuern?

### Sünder oder reuiger Büsser?

Bleibt vor allem der Banker oder der Staatsmann, der Sünder oder der reuige Büsser? Saulus oder Paulus?

Es wird wohl ein Sowohl-als-auch sein. Der Staatsmann ist nicht ohne den Banker denkbar, der Büsser nicht ohne den Sünder, Paulus setzt Saulus voraus.

Unter dem Schweizer habe die Deutsche Bank zunächst «bei riskanten Investitionen mitgemischt», sich aber «später wieder mehr auf das Kundengeschäft» besonnen, fasst die ARD in den «Tagesthemen» die Ära Ackermann am Abend seines letzten Arbeitstages kurz zusammen. «Ackermann steht sowohl für die Gier der frühen «Nuller-Jahre» wie auch für die neue Verantwortungsethik», urteilt die *Süddeutsche*.

Der Journalist und Buchautor Andrew Ross Sorkin hat in seinem Bestseller über die Finanzkrise («Too Big to Fail») deren Ursprung wie folgt charakterisiert: Sie sei «letztendlich ein menschliches Drama», eine «Geschichte über das Versagen von Menschen, die sich selbst für zu gross hielten, um zu versagen».

Für Josef Ackermann gilt dies nicht. Sein Ego und seine Eitelkeit sind gewiss nicht klein, aber als jemanden, der sich für unfehlbar hält, habe ich ihn nie wahrgenommen. Davor haben den Schweizer schon seine Herkunft und Familie, aber dann auch die tiefgreifende Erschütterung durch den Mannesmann-Prozess bewahrt.

Die Krise an «Gier und Hybris» festzumachen, sei ohnedies «zu simpel», schreiben die Verfasser des Berichts der Nationalen Kommis-



sion zur Untersuchung der Ursachen der Finanzkrise in den USA («The Financial Crisis Inquiry Report»). Das Problem sei nicht menschliche Schwäche gewesen, «sondern menschliche Schwäche nicht einkalkuliert und entsprechend Vorsorge getroffen zu haben». Gemeinsam, wenn auch sicher nicht einstimmig, habe die Welt «ein System, ein Regelwerk hingenommen bzw. unterstützt, das zu den bekannten Problemen geführt hat».

So ist es. Was wir heute nahezu einhellig ablehnen, haben gestern noch viele positiv oder zumindest neutral gesehen. Auch Werturteile sind zeitbedingt. Nicht alle, aber viele. Das vergessen wir leicht, wenn wir über die Vergangenheit urteilen.

Gier und Hybris kommen sowohl bei Anlegern wie bei Unternehmensführern vor. Der Mensch ist nun einmal, wie er ist. So berechtigt es sein mag, seine Schwächen stets aufs Neue zu geißeln und nach Kräften dagegen anzukämpfen – entscheidend ist am Ende etwas anderes: Moralische Versagen, Grenzüberschreitungen und Regelverstöße werden sich nie ganz verhindern lassen. Sie kommen aber in der Breite erst richtig zum Tragen, wenn die sogenannte Rahmenordnung nicht stimmt, also die politische und wirtschaftliche Ordnung des Gemeinwesens inklusive vor allem der Rechtsordnung. «Alle moralischen Appelle helfen nichts», so Josef Ackermann, «wenn die Anreizstrukturen

Einzelnen ab. «Der Wohlstand aller ist nicht im Wohlwollen der Akteure begründet», so der renommierte Wirtschaftsethiker Karl Homann («Ethik in der Marktwirtschaft»), der das Moralverständnis von Josef Ackermann stark beeinflusst hat. Es zeuge von «Blindheit und Selbstgerechtigkeit, wenn ausgerechnet Politiker von den Banken verlangen, die Versäumnisse der Politik durch individuelle Tugenden wie Mäßigung zu kompensieren».

Wir ziehen also die falschen Lehren aus der Jahrhundertkrise, wenn wir uns auf moralische Tribunale kaprizieren und in Bankerschelte erschöpfen, statt das weltweite Bankensystem gebührend umzubauen und ihm den richtigen Ordnungsrahmen zu geben.

Wirtschaftlicher Wettbewerb ist ein Mittel, kein Zweck. Sein Zweck ist es, Fortschritt und Wohlstandsgewinne für alle zu erreichen. Darin, und nur darin, findet er seine moralische Rechtfertigung. Ohne diese Finalität begründet er nur die Herrschaft des Starken über den Schwachen und wird ruinös – auch ethisch-moralisch.

Markt und Wettbewerb führen nun aber nicht selbsttätig zum Gemeinwohl. Sie brauchen Regeln, damit weder das unternehmerische Gewinnstreben noch das Renditestreben von Anlegern in Gegensatz zur Moral gerät. Dabei kann es in einer freiheitlichen Gesellschaft

werb nach sich gezogen hatten. Er sah die Notwendigkeit, diese Mängel zu beseitigen, und darin zugleich die Chance, sein eigenes berufliches Handeln wieder in Einklang mit der väterlichen Massgabe zu bringen.

### Unter dem Druck der Geschichte

Im März 2009, wenige Monate nach dem Höhepunkt der Finanzkrise, hält der Deutsche Bank-Chef in der Evangelischen Akademie Tutzing am Starnberger See einen Vortrag. Sein Thema: «Profit und Moral – ein Zielkonflikt?» Seine Antwort: «Profit und Moral können, sie müssen aber kein Gegensatz sein. Damit sie es nicht werden, bedarf es vor allem eines Ordnungsrahmens, der unmoralisches Verhalten, wenn schon nicht ganz verhindern kann, so doch wenigstens entmutigt und moralisches Verhalten belohnt.» Ein solcher Ordnungsrahmen müsse immer wieder neu gefestigt werden. «Das ist die moralische Verpflichtung, vor der wir nach den Versäumnissen der vergangenen Jahre jetzt alle stehen.»

Die Welt hat seit der Finanzkrise einige, wenngleich lange noch nicht ausreichende Fortschritte in dieser Hinsicht gemacht. Josef Ackermann hat daran tatkräftig mitgewirkt.

Macht das seine früheren Fehler wieder wett? Nein, an seiner Mitverantwortung für die Finanzkrise ändert das nichts. Sünden lassen sich auch durch tätige Reue nicht un-



Ist Ihnen je ein besserer Anlagetipp zu Ohren gekommen?

made by Gübelin.

**GÜBELIN**  
JUWELN • UHREN

falsch sind oder die Moral des ehrbaren Kaufmanns von einem weniger ehrbaren Wettbewerber ausgebeutet werden kann.»

Gesellschaftlich erwünschtes Verhalten, ehrbare Kaufleute und Banker können wir verlässlich nur erwarten, wenn allgemeingültige Spielregeln dafür sorgen, dass ehrbare Kaufleute und Banker auch unter den Bedingungen einer (globalen) Wettbewerbswirtschaft erfolgreich sein können. Alles andere droht die Menschen, die an der Spitze von grossen internationalen Banken und Unternehmen stehen, zu überfordern. Schon um an die Spitze zu gelangen, müssen sich solche Topmanager gegen scharfe Konkurrenz behaupten und laufen dabei Gefahr, moralisch abzustumpfen.

So unmoralisch und verabscheuungswürdig wir manche Verhaltensweisen von Bankern finden mögen, die zur Finanzkrise beigetragen haben: Moral hängt in der Marktwirtschaft nicht vom guten Willen des

nicht darum gehen, das Eigeninteresse zu fesseln. Es gilt vielmehr, dieses in eine Richtung zu lenken, die auch das Gemeinwohl fördert. Die Moral muss in den Spielregeln verankert sein, der Wettbewerb weiter in den Spielzügen stattfinden können, wie Homann es ausdrückt.

Josef Ackermann ist ein überzeugter Anhänger von Marktwirtschaft und Wettbewerb. Die Finanzkrise hat ihn schmerzlich daran erinnert, dass weder Menschen noch Märkte vollkommen sind. Sie hat ihm den moralischen Kompass ins Bewusstsein zurückgerufen, den sein Vater ihm einst mit auf den Weg gegeben hatte, und ihn nach einer langen Phase der Deregulierung die Bedeutung der staatlich gesetzten Rahmenordnung neu entdecken lassen. Der Schweizer erkannte zunehmend, dass das Ordnungssystem der Finanzmärkte erhebliche Mängel aufwies, die in manchen Bereichen seiner Branche eine Kultur der Verantwortungslosigkeit und ruinösen Wettbe-

geschehen machen. Aber sie lassen sich leichter vergeben.

«Die meisten Menschen bewohnen nur das Untergeschoss ihrer Seelen», so der kolumbianische Philosoph und Schriftsteller Nicolás Gómez Dávila («Neue Scholien zu einem inbegriffenen Text»). Die Seelen nähmen erst unter dem «Druck der Geschichte» Gestalt an.

Der Druck der Weltfinanz- und der anschließenden europäischen Staatsschuldenkrise hat die Persönlichkeit von Josef Ackermann erst voll zur Entfaltung gebracht. Das Schicksal hat es gut mit ihm gemeint.



#### Stefan Baron

Als Kommunikationschef der Deutschen Bank zwischen 2008 und 2011 war Baron einer der engsten Mitarbeiter Josef Ackermanns. Dieser Text ist ein Auszug aus Barons Buch, das diese Woche erscheint: «Späte Reue. Josef Ackermann – eine Nahaufnahme.» Econ. 300 S., Fr. 39.90



*Jede Offensive war erfolgreich:* irakisches Artillerie-Bataillon 1983 in der Nähe von Amara.

## Amerika, Saddam und das Giftgas

Neue Dokumente der CIA beweisen, dass die USA 1988 den irakischen Diktator Saddam Hussein militärisch unterstützten – obwohl sie wussten, dass er gegen den Iran einen verheerenden Giftgasangriff lancieren würde. Bisher hat das offizielle Amerika dies immer bestritten. *Von Shane Harris und Matthew M. Aid*

Die US-Regierung erwägt, als Antwort auf den vermuteten Chemiewaffeneinsatz in Syrien militärisch einzugreifen. Recherchen des amerikanischen Magazins *Foreign Policy* zeigen, dass Washington vor rund dreissig Jahren von Giftgasangriffen wusste, die viel katastrophaler waren als das, was in Syrien passiert, und hatte sie nicht verhindert. 1988, in der Endphase des iranisch-irakischen Kriegs, zeigte sich anhand von Satellitenaufnahmen, dass der Iran im Begriff war, eine Lücke in den irakischen Verteidigungslinien zu nutzen und auf diese Weise einen grossen strategischen Vorteil zu erlangen. US-Geheimdienstoffiziere informierten die Iraker über die Position der iranischen Truppen, wohl wissend, dass Saddam Husseins Armee mit chemischen Waffen angreifen würde.

Die Amerikaner lieferten Foto- und Kartenmaterial, das detailliert Aufschluss über Truppenbewegungen, Nachschubwege und Luft-

abwehr der Iraner gab. Anfang 1988, zur Vorbereitung von vier grossangelegten Offensiven, die sich auf Satellitenfotos, Landkarten und anderes Informationsmaterial der Amerikaner stützten, setzten die Iraker Senfgas und Sarin ein. Dies führte dazu, dass sich das militärische Kräfteverhältnis zugunsten des Iraks verschob, der Iran wurde an den Verhandlungstisch gezwungen, und die Politik der Regierung Reagan, die auf einen Sieg der Iraker ausgerichtet war, sollte sich durchsetzen. Es waren die letzten einer ganzen Reihe von Giftgasangriffen, die Jahre zuvor begonnen hatten. Angriffe, von denen die US-Regierung Kenntnis hatte und die von ihr nicht publik gemacht wurden.

Das offizielle Amerika hat immer wieder bestritten, den irakischen Giftgaseinsatz geduldet zu haben, und darauf verwiesen, dass der Einsatz dieser Kampfstoffe nie angekündigt

worden war. Oberst i. R. Rick Francona, der 1988 als Militärattaché in Bagdad stationiert war, zeichnet jedoch ein anderes Bild.

Im Gespräch erklärte er: «Die Iraker haben uns nie gesagt, dass sie Nervengas einsetzen wollten. Das brauchten sie auch nicht, denn wir wussten es ja schon.»

Kürzlich freigegebene CIA-Dokumente sowie Interviews mit früheren Geheimdienstoffizieren wie Francona lassen den Schluss zu, dass die amerikanische Regierung ab 1983 klare Beweise für chemische Angriffe der Iraker hatte. Teheran erklärte seinerzeit, dass völkerrechtswidrige Giftgasangriffe auf iranische Truppen geführt würden und dass man die Sache vor die Vereinten Nationen bringen werde. Doch letztlich konnten die Iraner keine konkreten Beweise präsentieren. Was an Erkenntnissen vorlag, war in Geheimberichten und Memoranden enthalten, die den führenden



Geheimdienstbeamten in Washington übermittelt worden waren. Die CIA wollte zu diesem Artikel keine Stellungnahme abgeben.

Im Gegensatz zu heute, wo endlos darüber diskutiert wird, ob die Vereinigten Staaten als Antwort auf den vermuteten Einsatz chemischer Waffen in Syrien eingreifen sollen, reagierte Washington damals mit nüchternem Kalkül auf die Tatsache, dass Saddam Hussein Giftwaffen gegen seine Feinde und gegen das eigene Volk einsetzte. Man beschloss, diese Angriffe zu tolerieren, wenn das dem gewünschten Kriegsausgang dienlich war. Und selbst wenn es herauskäme, so die Überlegung der CIA, würde die Empörung der Weltöffentlichkeit eher gedämpft ausfallen. Und der Iran würde keine Beweise für den Chemiewaffeneinsatz beibringen können – obwohl man selbst diese Beweise hatte. Ausserdem wurde darauf hingewiesen, dass die Sowjetunion mehr oder weniger unbehelligt in Afghanistan Chemiewaffen eingesetzt hatte.

### Das stillschweigende Mitwirken

Es ist schon früher darüber berichtet worden, dass Amerika den Irakern taktische Geheimdienstinformationen zur Verfügung stellte, obwohl damit zu rechnen war, dass Saddam chemische Waffen einsetzen würde. Die CIA-Dokumente, die praktisch unbemerkt in einem Berg freigegebener Unterlagen im Nationalarchiv in College Park, Maryland, schlummernten, sowie Exklusivinterviews mit früheren Geheimdienstmitarbeitern offenbaren neue Erkenntnisse darüber, in welchem Umfang Washington von dem Einsatz von Giftgaskampfstoffen durch die Iraker wusste. Hohe US-Beamte wurden regelmässig über das Ausmass der Nervengasangriffe informiert. Die Dokumente sind im Grunde das Eingeständnis der Amerikaner, bei einigen der schlimmsten Chemiewaffenangriffe aller Zeiten stillschweigend mitgewirkt zu haben.

Führende amerikanische Geheimdienstler, darunter auch CIA-Chef William Casey, ein enger Freund von Präsident Ronald Reagan, erhielten Kenntnis von den Standorten der irakischen Chemiewaffenfabriken. Sie erfuhren, dass die Iraker alles unternahmen, um den Bedarf an Senfgas zu decken, dass sie Maschinen aus Italien kaufen wollten, um die Produktion von Giftstoffgranaten und -bomben zu beschleunigen, und dass sie imstande waren, Nervengas gegen iranische Truppen und möglicherweise auch gegen die Zivilbevölkerung einzusetzen.

Es wurde ausserdem davor gewarnt, dass die Iraner Vergeltungsschläge (einschliesslich Terrorangriffe) gegen US-Einrichtungen im Nahen Osten unternehmen könnten, wenn sie überzeugt seien, dass Amerika an der chemischen Kriegsführung der Iraker beteiligt sei. Im November 1983 hiess es in einem CIA-Bericht: «Wenn die irakischen Angriffe fort-

gesetzt und intensiviert werden, ist damit zu rechnen, dass iranische Streitkräfte in den Besitz von Senfgasgranaten mit irakischer Beschriftung kommen werden. Die Iraner werden mit einem solchen Beweisstück vor die Uno gehen und die USA beschuldigen, bei völkerrechtswidrigen Aktionen mitzuwirken.»

Seinerzeit verfolgte der US-Militärattaché Oberst Francona anhand von Satellitenaufnahmen die irakischen Vorbereitungen für eine Offensive. Auf den Fotos war zu erkennen, dass vor jeder irakischen Offensive Chemiewaffen zu Artilleriestellungen transportiert wurden, die sich gegenüber iranischen Stellungen befanden. Francona, ein erfahrener Nahostexperte und Arabist, der in der National Security Agency (NSA) und in der Defense Intelligence Agency (DIA) gedient hatte, sagte, er sei erstmals 1984, während seiner Tätigkeit in Amman, auf den Einsatz von Chemiewaffen durch die Iraker aufmerksam geworden. Die Informationen hätten eindeutig gezeigt, dass die Iraker das Nervengas Tabun (auch als «GA» bekannt) gegen die iranischen Streitkräfte im Südirak eingesetzt hatten.

Aus den freigegebenen CIA-Dokumenten geht hervor, dass Casey und andere hohe US-Beamte wiederholt über die irakischen Chemiewaffenangriffe informiert wurden und über die Pläne der Iraker, solche Waffen auch in Zukunft einzusetzen. «Wenn die Iraker umfangreiche Bestände von Senfgas produzieren oder erwerben, werden sie diese zweifellos gegen iranische Truppen und iranische Städte in Grenznähe einsetzen», heisst es in einem dieser Dokumente.

Präsident Reagan wollte jedoch unter allen Umständen einen Sieg der Iraker ermöglichen. In einem CIA-Dokument wurde fest-

gestellt, dass der Einsatz von Nervengas «die Iraner dazu bringen könnte, ihre Strategie der menschlichen Angriffswellen aufzugeben». Diese Taktik, die darin bestand, dass iranische Soldaten in Wellen über konventionell bewaffnete irakische Stellungen hinwegstürmten,

### Präsident Reagan wollte jedoch unter allen Umständen einen Sieg der Iraker ermöglichen.

hatte sich mehrmals als schlachtentscheidend erwiesen. Im März 1984 berichtete die CIA, dass der Irak «an der Basra-Front erstmals Nervengas eingesetzt hat und diesen Kampfstoff vermutlich bis in den Herbst hinein in militärisch bedeutsamen Mengen einsetzen wird».

Die Verwendung chemischer Kampfstoffe ist nach dem Genfer Protokoll von 1925 untersagt. Dort heisst es, «die vertragschliessenden Parteien werden sich nach Kräften bemühen, die anderen Staaten zum Beitritt zu dem vorliegenden Protokoll zu veranlassen». Der Irak hatte das Protokoll nicht ratifiziert, Amerika tat es erst 1975. Die Chemiewaffenkonvention, die die Produktion und den Einsatz von Chemiewaffen untersagt, trat erst 1997 in Kraft.

Bei der ersten irakischen Angriffswelle 1983 wurde Senfgas eingesetzt. Dieser Kampfstoff ist nicht in jedem Fall tödlich, verursacht aber schwere Hautschäden (mit potenziell tödlichen Infektionen), kann zu Erblindung und Atemwegserkrankungen führen und gilt als krebserregend. Die Amerikaner haben den Irakern in jener Zeit keine militärischen Informationen zur Verfügung gestellt, aber sie haben den Iran auch nicht darin unterstützt, Beweise für die völkerrechtswidrigen irakischen Che-



Wiederholt informiert: Präsident Reagan (r.) mit dem damaligen CIA-Direktor Casey, 1986.



«Teufel» und «Gangster»: Saddam Hussein bei einem Truppenbesuch an der Front, 1987.

miewaffeneinsätze an die Öffentlichkeit zu bringen. Auch die Vereinten Nationen wurden nicht informiert. Die CIA war der Ansicht, dass der Iran imstande sei, die Chemiewaffenfabriken zu bombardieren, und man ging davon aus, dass den Iranern die Standorte dieser Produktionsanlagen bekannt waren.

1984 kamen Beweise für die irakischen Chemiewaffenangriffe an die Öffentlichkeit. Doch das hielt Saddam nicht davon ab, diese tödlichen Kampfstoffe auch weiterhin einzusetzen, sogar gegen die eigene Bevölkerung. Die CIA wusste davon, aber führende Beamte lehnten es ab, den Irak während des Kriegs mit Informationen zu versorgen. Das Pentagon schlug 1986 einen Informationsaustausch mit den Irakern vor, doch laut Oberst Francona wurde das nicht umgesetzt, da CIA und Aussenministerium Saddam als «Teufel» und seine Mitarbeiter als «Gangster» betrachteten.

1987 änderte sich die Situation. Dank CIA-Aufklärungssatelliten konnte zweifelsfrei festgestellt werden, dass die Iraner östlich von Basra umfangreiche Truppenverbände und Kriegsgüter zusammenzogen. Besonders auffällig war, dass die Iraner offenbar eine klaffende Lücke in der irakischen Front südöstlich von Basra entdeckt hatten, nämlich zwischen dem 3. Korps (östlich der Stadt) und dem 7. Korps, das südöstlich von Basra auf der heftig umkämpften Halbinsel Fao lag. Iranische Pioniereinheiten waren in Stellungen gegenüber dieser Verteidigungslücke verlegt worden, was die Vermutung zuließ, dass die iranische Frühjahrsoffensive vor allem hier stattfinden würde.

Ende 1987 warnte der US-Militärgeheimdienst DIA in einem streng geheimen Bericht (mit dem Titel «Vor den Toren Basras»), dass

die nächste iranische Frühjahrsoffensive massiver ausfallen werde als alle vorangegangenen, dass die Iraner höchstwahrscheinlich die irakischen Stellungen überwinden und Basra erobern würden. Und wenn Basra falle, dann wäre dies das Ende der irakischen Armee, und der Iran würde den Krieg gewinnen.

#### «Ein iranischer Sieg ist inakzeptabel»

Präsident Reagan versah den Bericht mit einer Randbemerkung an die Adresse von Verteidigungsminister Frank Carlucci: «Ein iranischer Sieg ist inakzeptabel.»

Daraufhin wurde auf höchster Regierungsebene ein Beschluss gefasst, der gewiss das

### Ab 1988 flossen die Erkenntnisse der US-Geheimdienste uneingeschränkt an die Iraker.

Einverständnis des Nationalen Sicherheitsrats und der CIA erforderte. Die DIA wurde ermächtigt, den Irakern detaillierte Informationen über die iranischen Truppenbewegungen zu übermitteln, darunter Satellitenfotos und wohl auch «gereinigte» elektronische Informationen. Es ging vor allem um die Region südöstlich von Basra, wo nach Ansicht der DIA die nächste iranische Grossoffensive stattfinden würde. Die DIA übermittelte ausserdem Angaben über die Positionen wichtiger iranischer Logistikeinrichtungen und die Stärke der iranischen Luftwaffe und Luftabwehr. Oberst Francona bezeichnete diese Informationen als «targeting packages», die der irakischen Luftwaffe bei der Zerstörung dieser Ziele behilflich sein sollten.

Und dann folgten die Angriffe mit Sarin.

Dieser Kampfstoff verursacht Schwindel, Atemnot und Muskellähmungen und kann zum Tod führen. CIA-Mitarbeiter konnten die iranischen Verluste nicht genau beziffern, da sie keinen Zugang zu iranischen Vertretern und iranischen Dokumenten hatten. Aber bei jedem der vier irakischen Angriffe, bei denen chemische Waffen eingesetzt wurden, sollen nach CIA-Schätzungen «Hunderte» bis «Tausende» ums Leben gekommen sein. Zwei Drittel aller chemischen Kampfstoffe, die die Iraker während des Kriegs gegen den Iran einsetzten, dürften nach CIA-Schätzungen in den letzten anderthalb Jahren des Kriegs abgeschossen oder abgeworfen worden sein.

Ab 1988 flossen die Erkenntnisse der US-Geheimdienste uneingeschränkt an die Iraker. Im März fand der Nervengasangriff auf das kurdische Halabdscha im Nordirak statt.

Einen Monat später konnten irakische Verbände (nach dem Einsatz von Giftgasbomben und -granaten) die iranischen Truppen südöstlich von Basra besiegen und die gesamte Halbinsel Fao zurückerobern. Die weithin erwartete iranische Grossoffensive gegen Basra war damit verhindert worden. Laut Oberst Francona war man in Washington sehr froh über dieses Ergebnis.

Das Ausmass der Erkenntnisse über das irakische Chemiewaffenprogramm steht in deutlichem Kontrast zu den lückenhaften Einschätzungen, die die CIA und andere Dienste vor dem Irakkrieg 2003 lieferten. In den achtziger Jahren hatten die Amerikaner deutlich besseren Zugang zur Region, Experten konnten die Zerstörungen vor Ort begutachten.

Als Oberst Francona die Halbinsel Fao kurz nach der Rückeroberung durch die Iraker besichtigte, fand er das Schlachtfeld übersät mit gebrauchten Atropin-Injektoren (Atropin wird als Sarin-Antidot verwendet). Er sammelte ein paar leere Injektoren ein und nahm sie mit nach Bagdad – der Beweis, dass die Iraker auf der Halbinsel Fao Sarin eingesetzt hatten.

In den folgenden Monaten setzten die Iraker laut Francona noch drei Mal massenhaft Sarin ein, das Ganze begleitet von heftigem Artilleriebeschuss und Rauchbomben, um die Verwendung von Nervengas zu kaschieren. Jede Offensive war erfolgreich, nicht zuletzt wegen des gezielten Einsatzes von Nervengas. Der letzte irakische Angriff (die sogenannte Ramadan-Offensive) fand im April 1988 statt, und dabei wurde die grösste Menge Sarin eingesetzt, die die Iraker je verwendet hatten.

Ein Vierteljahrhundert lang gab es keinen Chemiewaffenangriff in dieser Grössenordnung – vielleicht bis zum jüngsten Angriff unweit von Damaskus.

© Copyright Foreign Policy

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork





## «Wir lassen uns nicht provozieren»

US-Präsident Obama vertraut auf einen Geheimdienst, der sich schon oft verhängnisvoll irrte. Seine in Aussicht gestellte Militärintervention in Syrien wäre ein schwerer Fehler. Obama hat sich in einen selbstverursachten Sachzwang verhakht.

Von Ulrich Kohli

Die Chemiewaffenkonvention ist das Nachfolgeabkommen zum Genfer Protokoll von 1925, mit dem erstmals der Einsatz von giftigen Gasen als Methode zur Kriegsführung vertraglich verboten wurde. Dieses weit zurückreichende Verbot hatte seine Begründung in den Schrecknissen des Ersten Weltkriegs, währenddem in Giftgasangriffen Hunderte auf einen Schlag ums Leben gekommen waren. Heute kann ein Einsatz mit konventionellen Waffen mehr Tote verursachen als 1925, als die Chemiewaffen erstmals geächtet wurden. So furchtbar der Einsatz von Sarin in Damaskus war, von welcher Seite auch immer er ausgelöst worden war – wir müssen uns eingestehen, dass konventionelle Feuerkraft mit modernen, intelligenten Geschossen, Kanisterbomben, Napalm usw. grösseren Schaden bewirken können als ein Giftgaseinsatz wie in Damaskus. Trotz des unsäglichen Leids, das in Syrien mit Chemiewaffen entstanden ist, muss man die Relationen bewahren.

US-Aussenminister Kerry hat verkündet: «We don't go to war.» Er meinte damit, dass nur der Einmarsch mit Bodentruppen Krieg bedeutet. Das ist vernunftswidrig. Ein Luftangriff der Amerikaner heisst in jedem Fall Krieg; denn US-Piloten werden über einem souveränen Staat mit ihren Superwaffen Ziele vernichten und massenhaft Leute töten. Das kann man weder mit Begriffen wie «chirurgischer Eingriff» oder «begrenzte Operation» noch mit moralisierender Entrüstung darüber beschönigen, es sei eine rote Linie überschritten worden. Am Schluss geht das Al-Qaida-Netzwerk, das im Hintergrund des Aufstands wirkt, gestärkt aus der Schlacht hervor.

Geheimdienste operieren nicht nur, aber auch mit Lug und Trug, Manipulation und Desinformation. Sie werden auch selber Opfer von gezielten Falschmeldungen. Die Chronik der CIA ist auch die unendliche Geschichte von Pannen, Pleiten, Versagen, Verrat. Dass al-Qaida ihre Schwerpunkte aus Afghanistan in den Jemen verschoben hatte, von dort in den Maghreb überschwappte, hat das CIA-Hauptquartier in Langley verschlafen. Vom Anschlag auf das U.S.-Konsulat in Bengasi liess sich die CIA überrumpeln. Der Weckruf führte im Weissen Haus zu Irritationen.

Diesen August löste Washington einen Grossalarm aus. Stunndend nahm man zur Kenntnis, dass die USA panikartig die Schliessung von

zwei Dutzend Botschaften in Nahost angeordnet hatten, weil ihr Geheimdienst Telefonate zwischen zwei hochrangigen Al-Qaida-Führern über einen bevorstehenden Anschlag grösseren Ausmasses abgehört haben wollte. Meines Erachtens ging Washington mit diesem Gespräch einem Köder von al-Qaida auf den Leim. Entweder wollten die Terrorchefs den USA einen Riesenaufwand verursachen oder im Gefolge der Affäre um den Whistleblower Edward Snowden ihre Verbindungen testen, um sie dann später für weitere Desinformationen an die Adresse der National Security Agency (NSA) zu nutzen.

### Inszenierte Beweise im Psychokrieg?

Denkbar ist deshalb, dass im Psychokrieg der Desinformation auch das von den Amerikanern angeblich abgehörte Gespräch einer syrischen Militärführung über den Giftgaseinsatz von den Dschihadisten inszeniert worden war. Man fragt sich ohnehin, warum der militärisch dominierende Assad ausgerechnet einen Einsatz jener Waffen befohlen haben soll, von denen er wusste, dass sie die Amerikaner in den Krieg hineinziehen würden. Wenn Präsident Obama als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte sich auf angeblich zweifelsfreie Beweise der CIA abstützt, vertraut er einem Nachrichtendienst, der sich an der Nase herumführen lässt und bereits im zweiten Golfkrieg den Präsidenten auf verhängnisvolle Weise fehlgeleitet hatte. Bewiesen ist bis heute einzig die Tatsache, dass der C-Waffen-Einsatz stattgefunden hat. Mehr nicht.

Wir erinnern uns daran, dass die CIA «eindeutige Beweise» dafür vorgelegt hatte, dass Saddam Hussein Massenvernichtungswaffen, insbesondere nukleare, einsatzbereit hielt. Der damalige Aussenminister Colin Powell präsentierte die «unwiderlegbaren Beweise» getreulich der Uno-Vollversammlung in New York. Später musste die CIA eingestehen, dass sie sich geirrt hatte ... Ich befürchte, dass die CIA dem Präsidenten auch zu Syrien berichtet, was er hören möchte, und die dürftigen Fakten im Wirrwarr des Bürgerkriegs zurechtbiegt.

In «Obama's Wars» (Simon & Schuster 2010) liefert uns der Journalist Bob Woodward ein mitreissendes Porträt des jungen Präsidenten als Oberbefehlshaber. Der Reporter schält überzeugend die Spannungen heraus zwischen der zivilen Autorität des Weissen Hauses und dem US-Militär, das seinen Willen durch-

zusetzen versucht. Woodward schildert, wie sich der Präsident nächtelang in die Beratungen des National Security Council und der Generäle über die Truppenverstärkungen in Afghanistan eingeschaltet hatte, dabei die eigene Entscheidungsfreiheit beschnitt und schliesslich die Anträge der Generäle übernahm.

Es ist anzunehmen, dass sich diese Vorgänge in der seit Wochen dauernden Diskussion über einen – völkerrechtswidrigen – Luftangriff auf Syrien wiederholt haben. Der Präsident steht nicht über der Sache, wie man es von einem Oberbefehlshaber erwarten dürfte. Glaubt man den Analysen von Woodward, mischt Präsident Obama sich bereits in einem frühen Stadium in die Beratungen seiner Stäbe ein. Zudem soll er von unerfahrenen Beratern umgeben sein. Das mutige Statement Obamas zu Syrien, das zwei Drittel der amerikanischen Bevölkerung und weite Teile der restlichen Welt erwarten, wäre: «Wir lassen uns nicht provozieren.»

Doch alles macht den Anschein, dass Washington sich in einen selbstverursachten Sachzwang verhakht hat und angreifen wird. Syrien hatte genug Zeit, Dezentralisationen seiner Waffensysteme und Truppen zu veranlassen, Gegenschläge zu planen. Wenn der erste Tomahawk-Marschflugkörper auf syrischem Boden einschlägt, kann niemand garantieren, dass die Lage nicht ausser Kontrolle gerät. Der Konflikt kann sich auf die Türkei und Israel ausweiten. Er hat bereits folgenschwer eskaliert: Zuerst erhoben sich Aufständische gegen den Diktator, dann infiltrierten die Al-Qaida-Dschihadisten das Land, schliesslich griffen noch die Saudis ein. Zuallerletzt werden jetzt auch noch die USA zu Feinden der Syrer. Der Iran und die Hisbollah warten ab. Die Reaktion der Russen bleibt ungewiss. Ein Flächenbrand, vor dem Assad in einem Interview mit CNN warnte, ist nicht auszuschliessen. Der Irak lässt grüssen.

Die Schweiz könnte übrigens eine Friedensmission unter den Auspizien der Uno und unter Einbezug des wieder kooperativen Iran – wo sie die Interessen der USA vertritt –, der Russen und Saudis vorschlagen.

**Ulrich Kohli** ist Rechtsanwalt und unter dem Pseudonym James Douglas Autor von bisher zehn Agententhrellern. Für den visionären Roman «Atemlos nach Casablanca», der 2000 erschien und die Angriffe von Bin Laden auf New York vorwegnahm, recherchierte er schon früh zu al-Qaida. ([www.james-douglas.ch](http://www.james-douglas.ch))

---

# Eine Rarität, eine Kostbarkeit

---

Meine Erinnerungen an den Schriftsteller und *Weltwoche*-Autor Niklaus Meienberg, der am 22. September vor zwanzig Jahren starb.

Von Jürg Ramspeck



«Was mache ich jetzt mit den 15 000 Franken?»: Journalist Meienberg.



Als ich Niklaus Meienberg näher kennenlernte, war ich sein Auftraggeber und dadurch verhindert, mit ihm eine Beziehung zu haben, die man als Freundschaft bezeichnen darf. Von 1981 bis zu seinem Tod arbeitete Meienberg regelmässig für die *Weltwoche*, Wert darauf legend, nicht als «ständiger Mitarbeiter» im Impressum aufgeführt zu werden und keine Verbindung mit der Redaktion einzugehen, die ihn einer Identifikation mit ihr ausgeliefert hätte. Sein Forum war die *Woz*. Die Honorare der *Weltwoche* erleichterten es ihm, Artikel auch für geringeren Lohn zu schreiben.

Unter meinen vielen Erinnerungen an diesen einzigartigen Menschen und überragenden Kopf stellt seine Beziehung zu unserem Honorarwesen eine Rarität, um nicht zu sagen Kostbarkeit, dar. Meienberg hatte den Tarif, für den er in die Tasten griff, um einen *Weltwoche*-Beitrag zu verfassen, nach folgendem Prinzip berechnet: «Ich habe für einen Artikel eine Woche lang Arbeit und verlange dafür den Wochenlohn eines festangestellten Redaktors dieser Zeitung.» Damit lagen seine Bezüge deutlich unterhalb der Summe, die ihm von uns aus angeboten war, wenn auch immer noch an der oberen Grenze üblicher Honorare für freie Mitarbeiter. Keine Frage: Er wollte von uns nicht «gekauft» werden.

### «Schulfunk»

Nun stellte Niklaus Meienberg aber durchaus einen Marktwert dar, für den zu entschädigen wir uns verpflichtet fühlten. Die Chefredaktion (Rudolf Bächtold und ich) entschloss sich darum, ihm offiziell mitzuteilen, dass sein Name auf dem Plakat nachweislich unseren Absatz am Kiosk fördere. Er nahm diese Mitteilung sichtlich mit Genugtuung zur Kenntnis. Seine Weigerung, ein entsprechendes «Star»-Honorar zu beziehen, hielt er aufrecht.

Wäre in unserem Land je der Versuch gemacht worden, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen, wäre er, was das Salärwesen betrifft, jedenfalls nicht an Niklaus Meienberg gescheitert.

Seine delikate Beziehung zur Buchhaltung zeigte sich auch in einer Episode, zu deren Erläuterung ich etwas ausholen muss.

Im Herbst 1987 war sein nationaler Bestseller «Die Welt als Wille & Wahn» erschienen und trug Meienberg vom Zürcher Schauspielhaus den Auftrag ein, den Stoff zu einem Theaterstück umzuarbeiten. Ich rechnete es mir als Ehre an, dass er mir die ersten fünfzig Seiten seines Dramas zu lesen gab, mit der bindenden Verpflichtung, ihm meine aufrichtige Meinung über seine Eignung als Theaterautor mitzuteilen.

Zur Abgabe meines Urteils waren wir im Restaurant «Die Waid» verabredet, das ich mit Unbehagen aufsuchte. Ich überlegte mir, seiner ausserordentlichen Empfindlichkeit

eingedenk, verschiedene Ausflüchte, entschloss mich dann aber doch, der von ihm geforderten ungeschminkten Urteilsabgabe furchtlos nachzukommen. Ich fasste meine Beurteilung in das brutale Wort «Schulfunk» zusammen, das bei ihm zunächst Konsternation und danach einige Minuten fühlbarer Feindseligkeit zwischen uns auslöste.

Allerdings war er viel zu gescheit, um nicht längst selber erkannt zu haben, dass sein Text alles andere als lebendiges Bühnengeschehen war. Er war nicht Friedrich Schiller, der Geschichte zum Zwecke des Dramas benutzte, sondern Niklaus Meienberg, der über das Drama geschichtliche Wahrheit zu vermitteln gedachte. Er beruhigte sich, und es war mir klar, dass er nur noch eines «Schubers» von aussen bedurfte, um seine nach eigener Einschätzung missglückte Theaterarbeit einzustellen.

Und dann kam die für ihn so charakteristische, ihn über manche sterbliche Kunstschaffende hinaushebende Frage: «Was mache ich jetzt mit den 15 000 Franken, die mir das Schauspielhaus als Werkauftrag bereits bezahlt hat?»

Ich fand, diese 15 000 Franken seien nicht sein Risiko, sondern dasjenige des Schauspielhauses. Er möge sie ohne das geringste schlechte Gewissen einbehalten.

In diesem Zusammenhang ist die Entstehung seines «Wille»-Buches ungemein aufschlussreich. Sie begann im Frühjahr 1987 mit seiner Bitte um eine Zeitungsspalte im *Weltwoche*-Feuilleton für einen Kurzbericht. Er hatte entdeckt, dass das Ortsmuseum Meilen die Familie des Generals Ulrich Wille, Befehlshaber der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg, mit einer kleinen Ausstellung einschlägiger Dokumente ehrte. Knapp vor Lieferung teilte er dem Feuilleton mit, er brauche jetzt doch eine halbe Seite, aber erst in der kommenden Woche erscheinenden Nummer. Aus der halben Seite wurde, wiederum mit verschobenem Abgabetermin, eine ganze. Und aus dieser ganzen Seite gebar sich eine mehrteilige Artikelserie.

### Das Telegramm von Bonjour

Meienbergs Porträt des Wille-Clans und seiner zu Zeiten fatalen Annäherung an das nationalsozialistische Deutschland erregte selbstverständlich Aufsehen, und es war logisch, dass seine *Weltwoche*-Serie nun auch in Buchform erscheinen würde. Dieserhalb suchte er bedrückt uns Chefredaktoren auf, wohl wissend, dass wir einen eigenen Buchverlag führten und alle Rechte an dem mit Honoraren und Spesenvergütungen bezahlten Stoff besaßen. Nun war aber sein «Hausverlag» der Limmat-Verlag, und es bereitete ihm Kummer, diesem mit einem Buchprojekt untreu werden zu müssen. Zumal einem Projekt, das offenkundig ein Kassenerfolg zu werden versprach. Und es hat seiner Beziehung zur *Weltwoche* zweifellos wohl-

getan, dass wir ihm «Die Welt als Wille & Wahn», ohne zu zögern, bedingungslos für seine Freunde beim Limmat-Verlag freigaben.

Drei Jahre später geschah etwas, womit Niklaus Meienberg nie gerechnet hatte, was ihn gleichermassen erfreute wie beunruhigte und in seiner Selbsteinschätzung irritierte: Er bekam den Kunstpreis seiner Heimatstadt St. Gallen. Hatte sich das Establishment womöglich einen Trick ausgedacht, seinen schärfsten Kritiker durch Umarmung zu kastrieren? Jedenfalls war das Stadttheater St. Gallen bis auf den letzten Stehplatz besetzt, die St. Galler ehrten ihren grossen Bürger, und es fehlte im Saal eigentlich nur alt Bundesrat Kurt Furgler. Lobreden wurden gehalten, Irène Schweizer spielte hinreissend Klavier, und verlesen wurde unter anderem ein Telegramm von Edgar Bonjour, dem Nestor der Schweizer Geschichtswissenschaft.

Ich nahm an dieser Feier als Repräsentant meiner Zeitung teil, natürlich mit der Absicht, dieser Ehrung unseres bereits langjährigen prominenten Mitarbeiters in der *Weltwoche* einen Beitrag zu widmen. Meienberg wusste das und überwand sich, mich nicht weniger als dreimal anzurufen, um sicherzustellen, dass ich in meinem Bericht unbedingt des Telegramms von Edgar Bonjour Erwähnung tat. Damit mir keinesfalls ein Fehler unterliefe, diktierte er mir dessen genauen Wortlaut, wobei es ihm mit allem Nachdruck auf die Passage «Niklaus Meienberg ist ein akademisch ausgewiesener Historiker» ankam.

Es war dies der Moment, in dem ich anfang, ihn nicht nur als brillanten Journalisten, Schriftsteller und beissenden Satiriker, sondern auch als unendlich verletzlichen Menschen zu lieben. Am ganzen St. Galler Kunstpreis war ihm wichtig, als ein Autor, der sich der Wahrheit verpflichtet, aus berufenem Munde ernst genommen worden zu sein.

### Mit der Windjacke in der Wagner-Oper

Dann liess George Bush vor dem Irak aufmarschieren, und Meienberg verschwand von der Bildfläche. Tagelang war er unauffindbar. Bis er mich eines Nachts anrief und mir in ruhigem Ton empfahl, mich mit Frau und Kind an einen höher gelegenen Ort, möglichst in den Alpen, zu begeben, wo ich vielleicht noch eine Überlebenschance hätte. Ich dachte, er mache einen Witz, wenn auch einen etwas absonderlichen, aber er fuhr fort, mich auf die Offenbarung des Johannes, Kapitel 16, hinweisend, in der angekündigt ist, was sich jetzt im Nahen Osten unabweisbar ereignen wird: Armageddon. Der Untergang der Welt in der letzten Schlacht. Ich war erschrocken und glaubte, ihn irgendwie besänftigen zu müssen. Was an ihm wirkungslos abprallte. Er brach unser Gespräch ab. Er wollte es sich einfach nicht zum Vorwurf machen müssen, mich nicht rechtzeitig gewarnt zu haben. >>>



# Anne-Sophie Mutter

Sie zählt zu den erfolgreichsten Geigerinnen weltweit: Am 1. November 2013 beehrt Anne-Sophie Mutter Bern mit einem Galaauftritt, zusammen mit dem Pianisten Lambert Orkis. Ein seltenes Konzertereignis, das sich kein Klassikfan entgehen lassen sollte!

Ihr Name klingt wie Musik. Bereits mit fünf Jahren nahm Anne-Sophie Mutter Geigenunterricht, ein halbes Jahr später gewann sie den ersten Musikwettbewerb. Die Fachwelt wurde 1977 auf sie aufmerksam, als die Dreizehnjährige bei den Salzburger Pfingstkonzerten mit Mozarts G-Dur-Konzert unter Herbert von Karajan debütierte. Darauf folgten Konzerte und Einspielungen mit den Berliner Philharmonikern, ebenfalls unter Herbert von Karajan, die ihren Weltruhm begründeten.

Seit vielen Jahren konzertiert Anne-Sophie Mutter erfolgreich mit dem US-amerikanischen Pianisten Lambert Orkis, mit dem sie sämtliche Violinsonaten von Ludwig van Beethoven einspielte, wofür sie 2000 mit dem Grammy für die beste Kammermusik-Einspielung ausgezeichnet

wurde. Gemeinsam präsentieren die beiden nun Highlights für Violine und Klavier wie die Sonate Nr. 3 in c-Moll op. 45 von Edvard Grieg und die Sonate A-Dur op. 120 von César Franck.



## Weltwoche-Spezialangebot

Freitag, 1. November 2013  
Kulturcasino Bern  
Türöffnung: 19 Uhr, Beginn: 20 Uhr

**Die Weltwoche verlost  
5 x 2 Tickets für das  
Konzert am 1.11.2013**

**Jubiläums-  
Verlosung**

### Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung zur Teilnahme an der Verlosung (keine Korrespondenz).

Senden Sie bis 26.9.13 ein E-Mail an [annesophie@weltwoche.ch](mailto:annesophie@weltwoche.ch) mit folgenden Angaben:

- Ihre Adresse
- Ihre Kunden-/GP-Nummer

**Veranstalter:** [www.actnews.ch](http://www.actnews.ch)

### Offizieller Ticketverkauf:

Ticketcorner-Hotline 0900 800 800  
(Fr. 1.19/Min., Festnetzstarif)

### Weiteres Konzert:

23. Mai 2014, Victoria Hall, Genf

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





Die Kunde von Meienbergs Sturz ins Reich der Fantasie entwickelte sich zum Lauffeuer und wurde noch durch einen Text skandalisiert, den er der *Weltwoche* und anderen Zeitungen aus seinem Versteck heraus zustellte. Leider wurde er in einem Ostschweizer Blatt tatsächlich veröffentlicht, das Dokument einer Verirrung, in dem Saddam Hussein als «rassiges Araberpferd» eine absurde Würdigung erfuhr. Und Meienberg unverdient den Verdacht eintrug, ein Antisemit zu sein. Denn um die Weissagung des Johannes zu erfüllen, musste er den US-Oberkommandierenden Norman Schwarzkopf, als Anführer im Endgefecht, zum «Juden» ernennen.

Der Krieg im Irak war vorbei, die Welt noch immer vorhanden, und von Meienberg gab es wieder eine Spur. Er befand sich, so war zu vernehmen, im Thurgauer Schloss Hagenwil und bewohnte dort eine Mönchszelle. Er war ja auch – und das nicht wenig – Katholik. Ich stellte einen Kontakt zu ihm her und wurde von ihm dahingehend beschieden, dass er nichts dagegen hätte, wenn ich ihn dort besuchte.

Es wurde mein schönster Tag mit ihm. Von Armageddon, Irak, Bush, Saddam Hussein, Schwarzkopf kein Wort. Er zeigte mir das Schloss, seine Zelle, die mich in ihrer Kargheit stark an seine Wohnung in Oerlikon erinnerte, den Pferdestall. Aus dem er unversehens einen Schimmel herausführte, bestieg und mit ihm

in der herrschaftlichen Haltung eines Schlossherrn im Trab einige Runden drehte. Überraschung eins.

Überraschung zwei. Niklaus Meienberg nahm mich auch in die Schlosskapelle mit und setzte mich vollends in Staunen. Er ging in der Kapelle auf und ab und sang mit der gefestigten Stimme eines professionellen Kantors einen gregorianischen Choral nach dem anderen – in sattelfestem Lateinisch.

Meienberg und die Musik. Mir fiel wieder seine Reaktion auf den ersten Akt von Richard Wagners «Meistersingern» ein – dem wir anlässlich der Wiedereröffnung des Zürcher Opernhauses im Dezember 1984 gemeinsam beiwohnten. Meienberg war von der *Schweizer Illustrierten* entsandt, sich über die Society zu mokieren, die sich unter Jugendprotest (Opernhaus-Krawalle) zur Selbstfeier ihres verdächtigen Kunstverständnisses einfand. Unter 1000 Abendkleidern und Smokings 1 Windjacke (Meienberg). In der Pause nahm mich Meienberg, der eigenem Bekunden nach noch nie eine Wagner-Oper durchgesehen hatte, völlig verunsichert, wenn nicht belämmert beiseite und bekannte: «Gott – das ist ja einfach herrliche Musik.»

Drei Tage nach jenem 11. September 1992, an dem er vor seiner Haustüre von zwei Nordafrikanern überfallen und zusammengeschlagen wurde, kam er zu mir, von der Schlägerei im

Gesicht gezeichnet, zum Nachtessen. Meine Frau brachte auf, was sie im österreichischen Gasthaus, in dem sie aufgewachsen war, gelernt hatte. In einem Interview sagte er danach – wohl ein Seitenhieb auf seine Bewunderer-Entourage –, dass Leute, mit denen er «das Heu nicht auf der gleichen Bühne hat», sich nach diesem Tiefpunkt in seinem Leben um ihn gekümmert hätten. Ich war durch diese Bemerkung nicht beleidigt, obwohl mir nicht erinnerlich ist, jemals von ihm in Fragen der Politik oder der Weltanschauung getadelt worden zu sein. Ich war nur etwas enttäuscht, dass er, um seine Distanz zu mir auszudrücken, eine abgegriffene Redewendung benutzte.

Denn keine Plattitüde war, was er uns an jenem Abend anvertraute: Schlimmer, als zusammengeschlagen zu werden, sei für ihn die Erfahrung eines unbändigen Hasses gewesen, den er auf seine Peiniger empfand. Er hätte, wenn zufällig im Besitz einer Waffe, hemmungslos auf sie eingestochen. Er habe sich in jenem bitteren Moment vor allem, was er in seinem Leben und Schreiben immer zu sein geglaubt hatte, jämmerlich zurückversetzt gefühlt.

Als sei ihm in jener Nacht vom Schicksal bedeutet worden, nun habe er seine Rolle ausgespielt.

**Jürg Ramspeck** war zusammen mit Rudolf Bächtold vierzehn Jahre lang Chefredaktor der *Weltwoche*.



Für jene, die wissen,  
wonach sie suchen.

[www.ittinger.ch](http://www.ittinger.ch)  
Verantwortungsvoll geniessen

## ITTINGER ZUM ESSEN

Was für ein Genuss – mit der einzigartigen Biermarinade hergestellt aus Ittinger Amber & feinen Gewürzen von Oswald wird ihr Grillfleisch zur Delikatesse. Jetzt exklusiv erhältlich bei Oswald unter [www.oswald.ch](http://www.oswald.ch)



Das einzigartige  
Schweizer Amberbier



# Der Vollzeit-Vater

Viele Männer reden davon, kaum einer tut es. Als Bernhard Branders Frau nach der Geburt ihres ersten Kindes wieder arbeiten wollte, kündigte er seinen Job. Obwohl seine Karrierechancen gesunken sind, bereut er die Entscheidung nicht. Von Beatrice Schlag und Daniele Kaehr (Bild)

«Entschuldigen Sie die Unordnung», sagt Bernhard Brander, bevor er ins Haus bittet. Der grosse, offene Wohnraum mit Küche ist bis auf einen Lego-Haufen am Boden tadellos aufgeräumt. Mitten im Haufen sitzt der vierjährige Alexander und hält stolz ein Lego-Gebilde in die Höhe: «Helikopter», kräht er. «Ich fürchte, jetzt brauchen wir den Fernseher, um ihn stillzukriegen», sagt Brander, «sonst wird das mit unserem Gespräch nichts.» Allzu oft darf sein Sohn nicht fernsehen. Aber manchmal, sagt Bernhard Brander, den alle Benny nennen, brauche er eben eine halbe Stunde Pause, um am Computer seine Mails zu beantworten oder die Nachrichten zu lesen. Dann müsse der Fernseher Kindermädchen spielen. Er sagt es, als müsse er sich rechtfertigen.

Dass er mehr als ein Freizeitvater werden wollte, wusste Brander schon vor Alexanders Geburt. Bis dahin hatte der 44-jährige Automobil-Diagnostiker mit Diplom in Betriebswirtschaft als Teamleiter des technischen Dienstes einen Volljob mit guten Aufstiegschancen. Wie genau er und seine Frau Christa die Betreuung ihres Sohnes organisieren würden, zeichnete sich erst während ihres viermonatigen Mutterschaftsurlaubs ab. Christa Brander, die Psychologie studiert hat und als Produktmanagerin in einer Pharmafirma arbeitete, verdiente nur unwesentlich mehr als ihr Mann. Aber nach den vier Monaten zu Hause konnte es die junge Mutter kaum erwarten, wieder in ihren Job zurückzukehren. «Als sie immer unzufriedener wurde, bemühte ich mich um einen Vaterschaftsurlaub von sechs bis zwölf Monaten», sagt Brander. Die Firma lehnte nicht rundweg ab, stellte den Urlaub allerdings erst Monate später in Aussicht. In der Zwischenzeit hätte Alexander fremdbetreut werden müssen, was die Eltern ablehnten. Brander kündigte.

## Die Lügen der Männer

Damit ist er in der Schweiz eine Seltenheit, trotz aller Diskussionen über neue Väter und den angeblichen Wunsch vieler Männer, Teilzeit zu arbeiten. Laut einer vor zwei Jahren erschienenen Studie des Kantons St. Gallen behaupten sagenhafte neun von zehn Schweizer Männern, dass sie gerne Teilzeit arbeiten würden, auch wenn es mit Lohn einbussen verbunden sei. Man darf das getrost für eine Lüge halten. Tatsache ist, dass nur 13 Prozent aller berufstätigen Männer und nur 10 Prozent aller Väter mit reduziertem Pensum arbeiten.



«Sie hat mehr Ruhe, ich bin der Nervigere»: Hausmann Brander, 44.



Das meist vorgebrachte Argument, der Arbeitgeber wolle nicht, sticht mit jedem Jahr weniger. Inzwischen bieten vor allem Grossbetriebe immer mehr Teilzeitstellen an. Novartis beispielsweise sagt, sämtliche Anträge auf Teilzeitarbeit würden wohlwollend geprüft. In diesem Jahr arbeiten 10 Prozent der rund 13 500 Novartis-Mitarbeiter in der Schweiz Teilzeit. Davon sind nur 13 Prozent, nämlich 175, Männer. Von diesen 175 Teilzeitern gehören nur 12 dem mittleren und höheren Kader an. Das sind 0,09 Prozent der Belegschaft.

Jürg Wiler ist Co-Leiter der vom Bund finanzierten Kampagne «Der Teilzeitmann – Ganze Männer machen Teilzeitkarriere», die im letzten Jahr mit dem Ziel lanciert wurde, die Zahl der Teilzeitmänner in der Schweiz bis 2020 auf 20 Prozent zu erhöhen. Nach Wilers Erfahrung bremsen weniger der Arbeitgeber als «die Angst vor dem geringeren Lohn, vor der Meinung der Kollegen, vor dem Karriereknick, auch davor, beim Chef als unmotiviert zu gelten. Dabei arbeiten heute viele Kader effektiv Teilzeit, da sie daneben noch in Verwaltungs- und Stiftungsräten engagiert sind oder Lehraufträge haben. Und früher waren sie im Militär. Das Modell Teilzeit funktioniert also.» Was allerdings noch viel mehr zu funktionieren scheint, ist das Bild vom Mann als Alleinernährer. Mit der Website [www.teilzeitmann.ch](http://www.teilzeitmann.ch), die nicht nur sämtliche in der Schweiz online verfügbaren Teilzeitjobs für Männer auflistet, sondern auch Informationen zur Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben anbietet, hofft man, die Angst in den Männerköpfen vor dem reduzierten Pensum abzubauen.

Bernhard Brander hatte keine Angst. «Christa und ich trafen keine grossen Abmachungen», sagt er, «wir wollten schauen, wie es läuft. Aber ich bestehe sehr darauf, dass sie sich Zeit nimmt für unseren Sohn und am Abend zu christlichen Zeiten daheim ist. Sie ist praktisch jeden Abend gegen sechs zu Hause, wenn sie keine Firmenanlässe hat. Das war der Kompromiss, den sie eingehen musste. Möglicherweise nimmt ihr das die eine oder andere Aufstiegsmöglichkeit, dass sie am Arbeits-

platz nicht uneingeschränkt zur Verfügung stehen kann. Aber ich wusste, dass ich nebenher etwas machen musste. Ich bin ein Macher.»

Dass er den Haushalt praktisch im Alleingang erledigt, hat Brander nie gestört. «Die Putzarbeiten mache alle ich. Ich lebte lange allein und achtete immer auf einen gepflegten Haushalt. Es gibt nichts, was ich besonders ungern tue, nicht einmal WC-Putzen. Ich freue mich, wenn es sauber ist. Ich bin ein ziemlicher *Pingel*. Aber mit einem Kind lernt man, Abstriche zu machen. Das war ein Lernprozess.»

### Sie sieht es einfach nicht

Nebenher arbeitet der Mann, der schlecht stillsitzen kann, unermüdlich am Eigenheim, das die Familie im selben Jahr erwarb, in dem Alexander geboren wurde. «Was Sie hier sehen», sagt er stolz, «den Garten draussen, den Kellerausbau, die verlegten Platten, habe ich alles selber gemacht. Das gibt mir neben dem Leben als Hausmann und Vater Befriedigung.» Bringt es ihm auch die nötige Anerkennung? Brander lacht. «Man muss sich seine Streicheleinheiten manchmal mit Nachdruck holen. Ich ertappe mich dabei, dass ich gewisse Dinge sage, die ich früher nicht gesagt hätte. Meine Frau hat trotz Brille kein Auge für gewisse Dinge. Sie bemerkte die neuen Sonnensegel nicht, die ich im Garten montiert hatte. Das ist frustrierend. Sonnensegel sind ja nicht besonders klein. Aber ich versuche mich zurückzunehmen. Welcher Ehemann kommt nach Hause und lobt die tolle Ordnung? Bei uns ist es genau so, nur umgekehrt. Es ist keine Veranlagung, sondern die Frage, wer was macht.» Trotzdem ist er froh, mehr als ein Feierabendvater zu sein. Dass Alexander mit vier viel geschickter im Basteln und Hämmern ist als Gleichaltrige, wäre nicht so, wenn der Vater morgens in den Betrieb verschwinden würde.

Natürlich zahlt Brander einen Preis. Er redet freimütig darüber. Die Alltagsgespräche mit Erwachsenen fehlen ihm. Und es verstört ihn, dass er manchmal nach Wörtern suchen muss: «Ich merke, dass eine gewisse Rückbildung stattfindet, wenn man wenig mit Erwachse-

nen spricht. Wenn man sich nicht informiert hält und Diskussionen führt, fehlen einem Wörter, die sich aus der Aktualität ergeben.» Das gilt noch in viel stärkerem Mass für seinen Beruf. Im vergangenen Winter nahm er einen 40-Prozent-Job als Maschinendiagnostiker an und erschrak, wie viel Fachvokabular, das er früher mühelos beherrscht hatte, ihm abhandengekommen war: «Dann macht man sich natürlich Gedanken, wie man je wieder in den Job zurückfinden kann. Wie weit unten muss ich in ein paar Jahren wieder einsteigen? Wie tief wird mein Lohn sein?»

Den 40-Prozent-Job gab Brander nach wenigen Monaten wieder auf. Nicht, weil es ihm an Vokabular oder Fachwissen mangelte, sondern weil sein Chef ihm immer mehr aufhalste, als in zwei Arbeitstagen zu bewältigen war. Als Brander sich beschwerte, antwortete der Chef: «Wenn du deine Frau erst einmal im Griff hast, wird das schon klappen.» Es war das erste und einzige Mal in seinen vier Jahren als Hausmann, dass Brander sich sehr verletzt fühlte.

Auf die Frage, wer in der Familie gestresster sei, Vater oder Mutter, sagt er ohne Zögern: «Christa sagt sehr oft, sie sei froh, dass sie wieder arbeiten gehen darf. Also nehme ich an, ich bin gestresster oder mache mir mehr Stress. Vielleicht ist das charakterbedingt. Sie hat mehr Ruhe, ich bin der Nervigere.» Er glaubt, dass ihre Beziehung seit seiner Kündigung enger geworden sei. Streit gibt es bei den Branders selten, schon gar nicht um Geld: «Es ist wie in den meisten Beziehungen, nur umgekehrt: Sie bringt es heim, ich gebe es aus.»

Für die nächsten beiden Jahre, bevor Alexander in den Kindergarten kommt, möchte er Zeit für seinen Sohn haben und kurzzeitige Handwerkerjobs annehmen. Vor kurzem wurde er angefragt, ob er nicht Lust habe, für den Einwohnerrat seiner Gemeinde zu kandidieren. Er winkte ab. Für einen Politiker sei er nicht diplomatisch genug. «Aber die, die mich anfragten, waren genau daran interessiert, dass ich zu keinem Filz gehöre.» Inzwischen ist Bernhard Brander nicht mehr ganz abgeneigt, in die Politik einzusteigen. ○

**HIGHLIGHTS DER WOCHE**

2011  
Cincuenta y Cinco - Bodega Chacra  
CHF 42.10

2010  
Treinta y Dos - Bodega Chacra  
CHF 70.20

2011  
Le Difese - Tenuta San Guido  
CHF 19.45

2010  
Guidalberto - Tenuta San Guido  
CHF 28.10

2010  
Sassicaia - Tenuta San Guido  
CHF 135.00

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.  
Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

**DIE WEINE DER FAMILIE SASSICAIA**



2010  
BARROA  
AGRICOLA PUNICA  
(SARDINIEN - ITALIEN)  
CHF 28.10



2011  
MONTESSU  
AGRICOLA PUNICA  
(SARDINIEN - ITALIEN)  
CHF 16.20



2011  
BARROA PINOT NOIR  
BODEGA CHACRA  
(PATAGONIEN - ARGENTINIEN)  
CHF 20.50



**ARVI**  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVISA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
WWW.ARVI.CH





**DJ**  
**NIGHT**



# MIKE CANDYS

FEAT. JACK HOLIDAY  
UND EVELYN

FR 20.09.

x-tra ZÜRICH



# DIE BESTEN 16 DJS DER SCHWEIZ, 105 DJ NIGHT!

ANTOINE, MIKE CANDYS, REMADY & MANU-L,  
M-LIVE, MR. DA-NOS, YVES LAROCK, TANJA  
LA CROIX, DJ CRUZ, TATANA, PAPI ELECTRIC,  
MARCO BERTO, TONI GRANELLO, SMASH FX,  
STEVE SUPREME, SANTIAGO CORTÉS, ACEE.  
LIVE ACTS: FLAVA & STEVENSON, JACK HOLIDAY  
UND EVELYN

**DIE PARTY DES JAHRES: AM FR 20.09.2013,  
X-TRA ZÜRICH.**

DIE EXKLUSIVEN FREE-TICKETS WERDEN NUR AUF RADIO 105  
VERLOST. **JETZT 105 HÖREN UND TÄGLICH SOFORT-TICKETS GE-  
WINNEN** ODER VIA SMS AN DER VERLOSUNG TEILNEHMEN.

**SENDE EIN SMS AN DIE NUMMER 84141** MIT DEM TEXT DJ NIGHT,  
DEINEM NAMEN UND DEINER KOMPLETTEN ADRESSE, 1 FR. PRO  
SMS. VIEL GLÜCK. INFOS UND GRATISTEILNAHME AUF **105.CH.**

RADIO 105 EMPFÄNGST DU IN DER GANZEN DEUTSCHSCHWEIZ AUF DAB+ UND IM KABELNETZ SOWIE IN ZÜRICH  
AUF UKW 93,0 FM.



**DIE CD ZUM EVENT  
JETZT IM HANDEL**

# «Hand in Hand durch die Hölle»

Er verzweifelt an sich, dem Leben und der Menschheit im Allgemeinen. Der Finne Aki Kaurismäki ist der letzte grosse Melancholiker des europäischen Kinos. Ein Gespräch über nordische Schwermut, Trinksucht am Set – und die Frage, warum Hunde die besseren Schauspieler sind. Von Claas Relotius und Katja Tähjä (Bild)

Ein Interview mit Aki Kaurismäki zu führen, ist etwa so, wie einen seiner Filme zu sehen: Es herrscht viel Stille, es fallen nur wenige Worte – doch wenn diese Worte fallen, dann steckt viel Wahrheit darin, und sie rühren einen, oder sie bringen einen zum Schmunzeln. An einem sonnigen Julinachmittag sitzt Finnlands Regie-Legende vor einer Bar in Helsinkis Innenstadt, ohne dass einer der vorbeigehenden Menschen ihn zu erkennen scheint. Auf dem Tisch vor ihm stehen zwei leere Aschenbecher. Kaurismäki wird im Laufe des Gesprächs beide füllen und dazu zwei Gläser gutgekühlten Weisswein bestellen. Der 56-Jährige spricht so leise, dass der Pegel des Aufnahmegepärs kaum ausschlägt. Kurz bevor das Interview beginnen soll, seufzt er noch und sagt: «Sie haben Pech. Ich glaube, ich war noch nie in meinem Leben so schweigsam wie heute.»

## Herr Kaurismäki, was fehlt Ihnen?

Ich habe nicht viel geschlafen. Die Mittsommernächte sind so diabolisch hell, dass ich kein Auge zukriege. Ausserdem habe ich vergessen, wo meine Zigaretten sind. (*Wühlt lange in seiner Jackentasche*) Ich fühle mich mies.

## Sie sind mittlerweile 56. Wollten Sie das Rauchen nicht schon mit 50 aufgeben?

Ich wollte auch mal lernen, wie man Klavier spielt. Am Ende kommt mir immer wieder mein schwacher Wille in die Quere.

## Eine Zeitlang soll man Sie sogar mit diesen neumodischen Elektrozigaretten gesehen haben.

Jaja, die enthalten kaum Nikotin, sollen einem aber das Gefühl der Gewohnheit erhalten. Grauenhaft! Heute rauche ich nur noch drei Schachteln am Tag. (*Hat die Schachtel in seiner Hosentasche gefunden und steckt sich eine Zigarette an*)

## Nur noch?

Mein Rekord lag eine Zeitlang bei sieben oder acht. Das würde jetzt gar nicht mehr gehen. Meine Lunge ist voll. Da geht nichts mehr rein.

## Haben Sie das Gefühl abzubauen?

Körperlich ja. Aber geistig? Nicht im geringsten. Ich kenne es ja gar nicht anders.

## Was meinen Sie damit?

Wenn ich von Verfall sprechen würde, würde das bedeuten, dass ich ein Stadium der Normalität erlebt habe. Habe ich aber nicht. Mit meinem Kopf hat schon immer

etwas nicht gestimmt. Ich konnte mich noch nie ganz normal fühlen.

## Wissen Sie, woran das liegt?

Entweder an mir oder an den anderen. Ich tendiere zum Ersten, habe aber manchmal meine Zweifel.

## Es heisst immer, Sie seien so ein menschenscheuer Pessimist. Sehen Sie sich selbst eigentlich auch als solcher?

Nein, nein. Früher war ich viel pessimistischer. Heute bin ich erwachsen genug, um Optimist zu sein. Und ich mag Menschen, genau wie ich auch Tiere mag. Trotzdem habe ich wenig Hoffnung, was unsere Spezies angeht.

## Was bereitet Ihnen am meisten Sorge?

Wir haben technologische Monster erschaffen, die uns kontrollieren. Gehen Sie mal bei Google oder Nestlé in die Vorstandsetage, und Sie werden keine Menschen mehr treffen, sondern nur noch Algorithmen, die alles lenken. In spätestens vierzig Jahren werden uns diese Zahlenspiele komplett beherrschen. Wahrscheinlich schon viel eher. Wir gehen mit der Technik vermutlich bald Hand in Hand durch die Hölle.

## «Mein Film «Leningrad Cowboys Go America»? Einer der miserabelsten Filme der Geschichte.»

## Sind Ihre Gedanken genauso finster, wie Ihre Filme es manchmal sind?

Ich würde sagen: Je finsterer meine Gedanken sind, desto hoffnungsvoller sind meine Filme.

## Ihr letzter Film, «Le Havre», war eine Komödie mit Happy End. Muss man sich Sorgen um Sie machen?

Um mich muss sich niemand sorgen. Eigentlich bevorzuge ich immer das pessimistische Ende, aber manchmal tun mir dann meine Figuren leid, und ich entscheide mich im letzten Moment um und mache doch ein hoffnungsvolles Ende daraus. Reine Willkür.

## Wie viel Ihrer Arbeit ist Improvisation?

Meist habe ich so genaue Vorstellungen, dass ich ausraste, wenn meine Schauspieler sich nicht daran halten.

## Es fällt schwer, sich vorzustellen, wie Sie ausrasten.

Na ja, ich werde laut und rufe eben «Mehr!» oder «Weniger!». Meistens rufe ich «Weni-

ger!». Ich kann es nicht leiden, wenn zu viel geschauspielert wird. Meine Darsteller bekommen deshalb auch niemals dieses Puder ins Gesicht. Ich bevorzuge Würde gegenüber Make-up.

## Die Figuren in Ihren Filmen tun auch immer auffallend wenig. Entweder sie gehen gerade, oder sie stehen, oft schauen sie einfach nur. Und die Kamera fängt dabei Bilder ein, die in ihrer Distanz an Werke von Edward Hopper erinnern. Warum diese Reduktion?

Geredet wird sowieso schon zu viel. Ich mag Edward Hopper, das ist ein gutes Kompliment. Aber ich mag keine grossen Gesten. In diesen Yankee-Filmen aus Hollywood ballert immer irgendwer eine ganze Stadt nieder oder fällt auf die Knie und sagt: «I will always love you.» Für einen finnischen Burschen vom Land ist das zu viel. Ich kann kaum sagen, was mich mehr anekelt, die ständige Gewalt oder diese ewige Gefühlsduselei.

## Als Sie einmal für den Oscar nominiert wurden, sagten Sie, es interessiere Sie nicht, da Hollywood sowieso keine Moral habe. Die Academy war beleidigt. Jeder andere europäische Regisseur wäre auf die Knie gegangen.

Aber ich hatte doch recht. Ich habe meine ganze Jugend in Filmarchiven verbracht und damals all die Klassiker gesehen. Angefangen bei den Brüdern Lumière über Buñuel, Resnais, Murnau und Carné bis eben hin zu Lubitsch und Bergman. Damals war Hollywood grossartig. Aber es hat längst seine Seele verloren. Das letzte Meisterwerk liegt lange zurück.

## Wie lange?

Vielleicht war es Robert Altmans «The Long Goodbye» zu Beginn der siebziger Jahre. Was danach kam, war zwar hin und wieder mal gut, aber eigentlich kann man es vergessen. Hollywood ist heute wie eine Schlange, die noch nicht weiss, dass sie längst tot ist, und deshalb so lange weiter ihr Gift versprüht und sich durch die Wüste schleppt, bis die Sonne auch dort irgendwann untergeht.

## Sie sind ein Poet.

Ich bin ein Nichts.

## Der Schauspieler André Wilms, der immer wieder in Ihren Filmen mitspielt, behauptet, Sie seien der gläubigste Atheist, der ihm je begegnet sei. Was meint er damit?

»»





«Damals war Hollywood grossartig»: Regisseur Kaurismäki.

André hat sie nicht alle. Er muss betrunken gewesen sein, als er das gesagt hat. Es geht nicht um einen Glauben, es geht um Vertrauen. Jeder muss im Leben auf etwas vertrauen.

**Worauf vertrauen Sie?**

Auf die Natur. Und auf die Filme von Luis Buñuel. Er wird immer mein Oberhaupt und Lehrmeister sein. Keiner sonst hat es geschafft, dem Katholizismus mit so viel Ironie zu huldigen.

**Sie drehen fast immer mit denselben Schauspielern. Sind diese so gut, oder haben Sie einfach keine Lust auf Castings?**

Ich breche ungern die Tradition. Ausserdem hat sich meine Schauspielerefamilie an mich gewöhnt. Das war wohl das Schwierigste.

**Ist es wahr, dass Sie sogar über Generationen hinweg die Nachkommen von Hunden übernehmen, die einmal in Ihren Filmen aufgetreten sind?**

Es sind meine eigenen Hunde. Und auch Hunde lieben Traditionen. Momentan ist Laika an der Reihe, mit deren Urururgrossvater Hannibal ich schon zusammengearbeitet habe. In «Le Havre» hat sie ihre Sache gut gemacht, aber darauf ausruhen sollte sie sich nicht. Sie stammt aus einem Wurf mit neun Welpen, und ihre Konkurrenz schläft nicht.

**Was zeichnet einen guten Schauspielhund aus?**

Disziplin. Und Hingabe. Eigentlich genau wie bei Menschen, nur dass Hunde die besseren Schauspieler sind.

**Das müssen Sie erklären.**

Man merkt ihnen nicht an, ob sie gerade spielen oder nicht. So etwas können die wenigsten Zweibeiner von sich behaupten. Tähti, die Mutter von Laika, wurde vor ein paar Jahren sogar in Cannes mit der Goldenen Palme für Tierdarsteller ausgezeichnet. Sie ist die Grande Dame ihres Fachs.

**Sie sind seit Jahren bekennender Alkoholiker. Inwieweit kommt Ihnen das bei der Arbeit in die Quere?**

Beim Schreiben oder Schneiden ein paar Gläser trinken, das funktioniert leider nicht. Ich habe alle meine Drehbücher nüchtern geschrieben. Weil ich das aber nicht lange aushalte, schreibe ich das Drehbuch für einen Film manchmal in drei Tagen. Manchmal auch in 24 Stunden.

**Und beim Drehen eines Films?**

Alkohol am Set ist kein Problem. Man muss sich nur entscheiden: entweder komplett nüchtern oder konstant betrunken. Die Hälfte meiner Filme habe ich total nüchtern gedreht. Das war hart und hat sich immer angefühlt wie ein kalter Entzug. Bei der anderen Hälfte war ich sehr betrunken. Das ist kein Problem, man muss dann nur den Pegel halten. Wenn

man den Pegel nicht hält, wird es schwierig. Bei «Das Leben der Bohème» hatte ich passenderweise durchgehend mehr als zwei Promille im Blut. Das Seltsame ist: Alle Leute, die ich kenne, halten ausgerechnet die Streifen für alkoholgeschwängert, die ich stocknüchtern gemacht habe.

**Sie gehen mit Ihrer Sucht sehr offensiv um.**

Ich kann es ja schlecht leugnen. Aber glauben Sie mir, das ist kein Spass.

**Wie viele Ihrer Ideen entstehen an der Bar?**

Fast alle.

**Landen daher auch Ihre Protagonisten immer wieder an der Bar?**

Meine Protagonisten entstammen der Arbeiterklasse. Sie sind an der Bar zu Hause.

**Reizt es Sie gar nicht, mal einen Film über die Oberschicht zu drehen?**

Wenn ich das machen würde, dann würde ich jeglichen Rest meines Talents verlieren.

**Weshalb?**

Ich komme selbst aus der Arbeiterklasse. Es gab Zeiten, da hatte ich Hunger und nichts weiter als einen Schlafsack. Ich kann nur denken, wie ein Arbeiter denkt. Und ich kann nur Filme über Loser machen, weil ich selbst ein Loser bin. Über zwei Frauen, die sich über ihre Gucci-Tasche unterhalten, könnte ich nicht mal eine Parodie drehen. Manchmal fragen mich Leute, warum meine Filme immer von Solidarität handeln. Die Antwort ist: weil Solidarität das Einzige ist, was sich arme Leute leisten können.

**Die meisten Ihrer Filme sind ausgestattet, als spielten sie in einem zurückliegenden Jahrzehnt. Autos, Strassen, Kleider, all das erscheint immer irgendwie aus der Zeit gefallen. Was fasziniert Sie an den Dingen der Vergangenheit?**

Ich bin ja selbst ein Ding aus der Vergangenheit. Als Nostalgiker hasse ich den Fortschritt. Von mir aus brauchte es ausserhalb der Medizin überhaupt keinen Fortschritt zu geben. Nach der Erfindung von Penicillin hätte man den Fortschritt ruhig einstellen können. Na ja, oder meinetwegen nach der Erfindung des Faxgeräts. Faxgeräte sind schon nicht schlecht, oder? Dieses Geräusch, wenn das Papier da reingezogen wird ...

**Was war früher besser als heute?**

Es gab noch Maschinen. Ich bin ein Fan von allem Hydraulischen, von allem, was dampft und Geräusche macht. Durch die digitale Technik ist das leider so gut wie verschwunden. Vieles können wir heute nicht mal mehr anfassen oder sehen. Wie sollen wir es dann noch wertschätzen?

**Verachten Sie Kollegen, die heute nur noch digital drehen?**

Ich kann es jedenfalls nicht verstehen. Es sieht einfach nicht schön aus. Und weil es natürlich viel billiger ist und man alles millionenfach wiederholen kann, machen sich die

**Aki Kaurismäki**

Der Finne wurde 1957 in Orimattila geboren. Nach einem abgebrochenen Studium der Literaturwissenschaft und der Publizistik arbeitete er unter anderem als Kellner, Hafenarbeiter, Postbote sowie als Tellerwäscher in einem Grandhotel. Über die Mitarbeit bei einer finnischen Filmzeitschrift begann er Anfang der achtziger Jahre selbst Drehbücher zu schreiben. Der internationale Durchbruch als Regisseur gelang ihm 1986 mit «Schatten im Paradies». Zu seinen grössten Erfolgen zählen weiterhin «Vertrag mit meinem Killer» (1990), «Das Leben der Bohème» (1992) sowie «Der Mann ohne Vergangenheit» (2002), für den er eine Oscar-Nominierung erhielt. Kaurismäkis Werke sind berühmt für ihre einfache Bildsprache, kombiniert mit trockenem, oft schwarzem Humor. Wie bei seinem letzten und mehrfach ausgezeichneten Film «Le Havre» (2011), einer Tragikomödie über einen afrikanischen Flüchtlingsjungen, handelt es sich häufig um soziale Utopien. Kaurismäki lebt seit 1990 mit seiner Frau, der Malerin Paula Oinonen, in einem Bergdorf im Norden Portugals.

Leute immer weniger Gedanken. Als ich angefangen habe, Filme auf Band zu drehen, musste jede Einstellung beim ersten Mal sitzen. Man musste wirklich einen Plan haben. Wenn ich sehe, wie Filmstudenten heute einfach drauflosdrehen, dann muss ich immer an meine Kindheit denken und wie mein Onkel uns damals mit seinen selbstgemachten Urlaubsvideos gequält hat. Es war die Zeit, als diese Super-8-Kameras auf den Markt kamen. Mein Onkel hatte sich eine gekauft, und wenn er aus dem Urlaub zurückkam, mussten wir uns alle ansehen, wie er drei Stunden lang zum Strand fuhr. Dann folgten fünf Stunden lang Strandbilder. Und dann wieder drei Stunden der Weg nach Hause. Ich dachte, ich verliere den Verstand.

**Früher haben Sie drei Filme pro Jahr gedreht. Heute ist es nur noch alle vier Jahre einer. Woran liegt das?**

Ich habe vieles schon erzählt. Und ich will nichts dreimal erzählen. Jetzt warte ich sozusagen auf Godot, und wenn eine Idee kommt, dann kommt sie. Mein nächster Film, an dem ich gerade schreibe, spielt in Hamburg. Es soll der erste Teil einer Hafen-Trilogie sein. Mehr weiss ich selbst noch nicht.

**Verlieren Sie die Lust am Filmemachen?**

Ich mochte es noch nie. Die Arbeit als Regisseur ist die Hölle. Wenn man nach Perfektion strebt, bekommt man ständig das eigene Scheitern vor Augen geführt. Früher habe



ich manchmal jede Minute des Filmmachens gehasst.

#### **Und heute?**

Heute hasse ich jede Sekunde.

#### **Warum tun Sie es dann?**

Damit ich nicht einer ehrlichen Arbeit nachgehen muss.

#### **Sie haben Literatur und Publizistik studiert.**

Beides habe ich abgebrochen.

#### **Wären Sie gerne Schriftsteller geworden?**

Ich wollte immer Dostojewski und Kafka in einem sein. Leider hat es nicht mal für Camus gereicht. Aber wie viele finnische Schriftsteller fallen Ihnen auf Anhieb ein? Genau. Und glauben Sie mir, das ist kein Zufall. Wir haben es wirklich nicht sehr mit den Worten. Ausserdem hat mein Freund Jim Jarmusch mal gesagt: «Wenn du schreiben willst, dann darfst du ohne das Schreiben nicht leben können.» Dummerweise habe ich festgestellt, dass ich ohne viel zu gut leben kann.

#### **Gilt das Gleiche nicht auch für das Filmmachen?**

Nein, da kann man ein wirklich lausiger Amateur sein und trotzdem etwas Erfolg haben. Ich bin ja das beste Beispiel dafür.

#### **Sie kokettieren gerne.**

Ich meine es ernst. Ich tue nur so, als wäre ich ein Profi. Haben Sie meinen Film «Leningrad Cowboys Go America» gesehen? Einer der miserabelsten Filme der Geschichte, wenn man mal die ganzen Streifen von Sylvester Stallone ausser Acht lässt.

#### **Oft werden aus verhinderten Filmmachern Filmkritiker. Sie haben den umgekehrten Weg genommen und als Kritiker angefangen.**

Dass Sie mich daran erinnern müssen! Es war keine schlechte Zeit, aber ich war ein furchtbar schlechter Kritiker. Entweder war ein Film genial, oder er war totaler Mist. Dazwischen gab es für mich nichts.

#### **Was hätte der Kritiker von damals über das bisherige Werk des Filmmachers Aki Kaurismäki geschrieben?**

«Das unbedeutende Häufchen Filmband eines vollkommen überschätzten Regisseurs. Ihm gelingt es wie keinem anderen, Filme zu drehen, die wie die von Charlie Chaplin aussehen – nur ohne Humor und Rhythmus. Immerhin hat er ein gutes Gespür für verborgene Romantik.»

#### **Waren Sie schon immer ein Romantiker?**

Finden Sie einen Mann, der romantischer ist als ich, und ich zahle Ihnen ein Bier. Ich bin ziemlich sicher, dass ich mich deshalb eines Tages umbringen werde.

#### **Sie übertreiben.**

Es würde sowieso nicht klappen. Romantiker schiessen sich ja nicht in den Kopf. Sie schiessen sich immer ins Herz. Das ist viel zu kompliziert.

#### **In Ihrer Familie haben sich bereits einige Menschen das Leben genommen. Glauben Sie, dass die Schwermut Ihnen im Blut liegt?**

Ich weiss nicht, ob es familiär oder kulturell bedingt ist. Ich war schon immer manisch-depressiv. Aber nicht umsonst haben wir Finnen die höchste Selbstmordrate der Welt. Die Wissenschaft hat mittlerweile bewiesen, dass dauerhafter Vitamin-D-Mangel zu Depressionen führt. Hier in Finnland scheint die Sonne selten so wie heute. Und wenn es draussen dunkel ist, wird es häufig auch dunkel im Kopf.

#### **Was macht Sie glücklich im Leben?**

Wenn ich morgens nicht aufstehen muss. Und wenn ich andere Menschen durch meine Filme zum Lachen oder Weinen bringen kann. Hin und wieder überschlägt sich da mal mein Herz.

#### **Sie leben seit gut zwanzig Jahren überwiegend in Portugal. Eine Vorsichtsmassnahme?**

So kann man das sagen. Die Wintermonate im Süden zu verbringen, erhöht meine Überlebenschancen um ein

---

#### **«Ich mag den FC Porto. Meine Frau ist für Benfica. Sie hat keine Ahnung.»**

---

Vielfaches. Ausserdem ist Portugal das Land, das in Europa am weitesten von Finnland entfernt ist.

#### **Aber auch die Portugiesen neigen zur Melancholie. Die Fado-Kultur strotzt nur so davor.**

Die Portugiesen sind sehr nette Menschen, aber sie spinnen auch ein wenig. Ich verstehe ihre Seele nicht. Das ist der Grund, weshalb ich dort noch keinen Film gedreht habe. Einerseits haben sie mit dem Fado eine eigene, sehr sensible Musik, die sich nur um Sehnsucht und Trauer dreht. Andererseits sind sie das fussballverrückteste Volk, das mir je begegnet ist. Wenn man in Portugal keine Lieblingsmannschaft hat, wird man für kaltherzig und dumm gehalten.

#### **Für welchen Klub haben Sie sich also entschieden?**

Ich mag den FC Porto. Die sind seit zwanzig Jahren die Besten. Und sie haben Trikots, die wie die Hemden der finnischen Nationalmannschaft aussehen. Meine Frau ist für Benfica. Sie hat keine Ahnung.

#### **Vermissen Sie nichts an Finnland?**

Doch. Nur was, ist die Frage. (*Überlegt sehr lange*) Ich mag, wie die Regierung immer wieder neue Illusionen schafft. Es ist immer die Rede vom Reichtum der finnischen Wälder, dabei werden genau diese Wälder seit Jahren abgeholzt, weshalb heute kaum noch etwas davon übrig ist. Neulich habe

ich auch gelesen, wir seien nun ein stolzes Asylland für syrische Flüchtlinge, weil wir fünfzig Leute von dort aufgenommen haben. Fünfzig – was für eine Zahl! In Schweden sind es 5000, aber wir nennen uns Asylland. Vielleicht liegt es daran, dass hier seit zwei Jahren die Partei der «Wahren Finnen», die sich rechtspopulistisch für eine Verschärfung des Asylrechts einsetzt, die drittstärkste Kraft im Parlament ist. Da wundert einen nichts mehr.

#### **Timo Soini, der Chef der Partei, wird im Ausland zuweilen als finnischer Le Pen bezeichnet. Wie sehen Sie seinen Einfluss?**

Man muss ihn leider ernst nehmen, denn er ist nicht ganz dumm. Anstatt stumpfe, fremdenfeindliche Parolen zu verbreiten, hat er bewusst da Ängste geschürt, wo eigentlich gar keine sein dürften. Finnland hat mit rund drei Prozent den niedrigsten Ausländeranteil in der gesamten EU. Und doch glauben Soini heute vor allem weniger gut ausgebildete finnische Männer, wenn er Zuwanderung als Bedrohung für den Arbeitsmarkt verkauft und gleichzeitig von sozialer Gerechtigkeit spricht. Das ist offensichtlich Quatsch, doch die etablierten Parteien haben es bislang versäumt, diesen paradoxen Unsinn mit Inhalten und Argumenten auszuhebeln. Ob Soini nun mit Le Pen gleichzusetzen ist, weiss ich nicht. In meinen Augen sind beides Clowns, die besser darin sind, zu sagen, was sie nicht wollen, als darin, zu sagen, was sie stattdessen wollen. Aber nun habe ich Ihnen ernsthaft noch gar nichts genannt, was ich wirklich an Finnland vermisse.

#### **Was wäre das denn?**

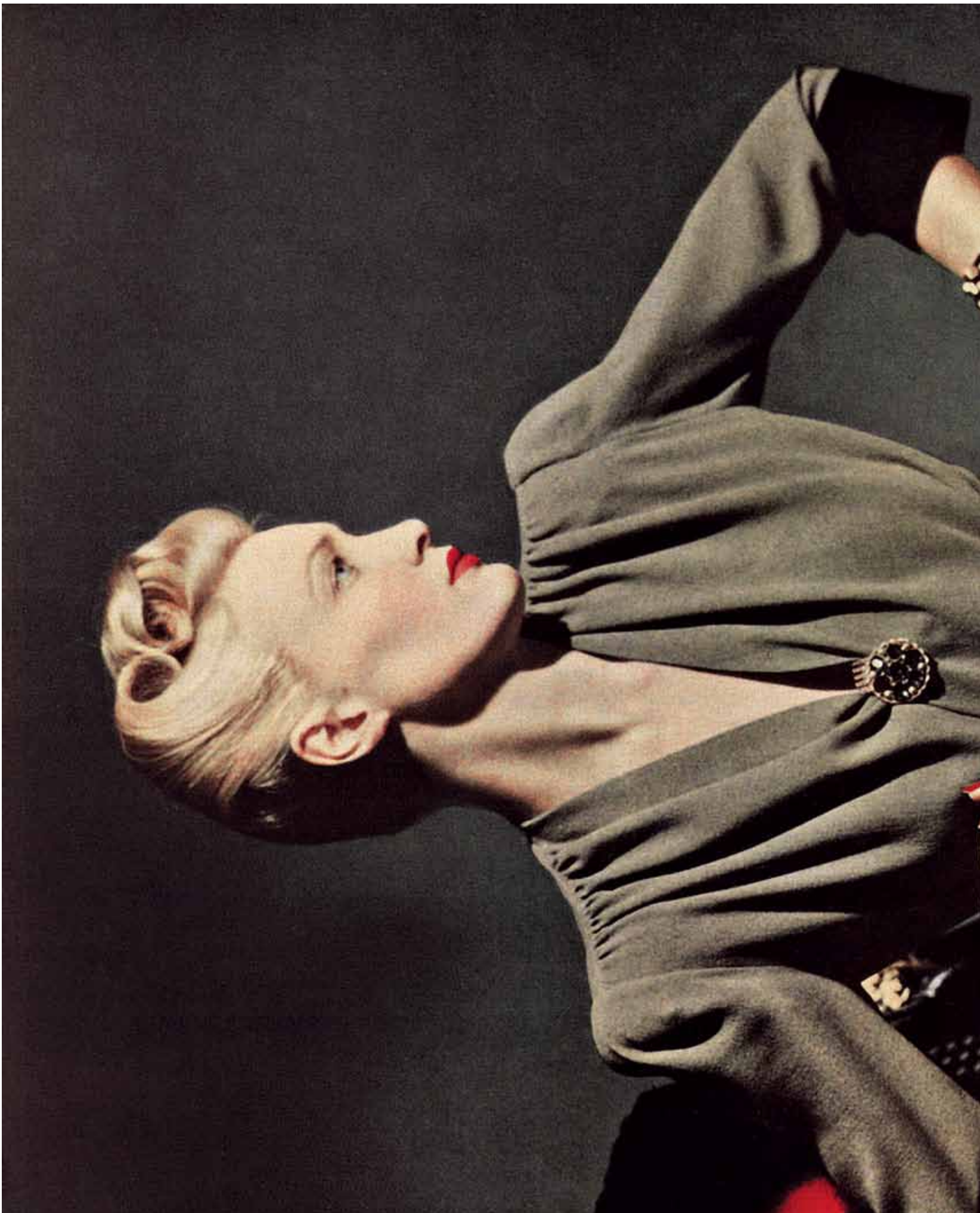
Die Ruhe der Menschen. Und den Humor. Ich mag, dass dieser Humor ohne die grossen Pointen auskommt. Und dass er traurig und düster ist.

#### **Dieser Humor, der Sie ja auch auszeichnet, ist dem finnischen Tourismusbüro in Ihren Filmen seit Jahren ein Dorn im Auge.**

Das Büro hätte gerne, dass ich Filme über das heitere und bunte Land der tausend Seen mache, aber das kann ich leider nicht. Auch Rentiere kommen bei mir nicht vor. Das wirft ihre Bemühungen, Urlauber anzulocken, natürlich um Jahre zurück. Vor kurzem wollten sie mich sogar schon verklagen – weil die Leute in meinen Filmen zu viel trinken würden. Ich habe nur gesagt: «Macht die Augen auf, schaut mich an, das ist die finnische Realität!» (*Schweigt lange und blickt auf die Strasse*) Sehen Sie mal, jetzt habe ich ja doch noch ziemlich viel erzählt.

#### **War es sehr anstrengend?**

Jedenfalls kann ich heute nicht mehr mit meiner Frau oder meinen Hunden reden. Am besten werde ich den Rest des Tages angeln und ein wenig auf den See starren. ○







Zwischen Fashion und Faschismus: Bild von Lee Miller.

## Stil & Kultur

### Aller Schrecken Anfang

Von Dantele Muscionico

Ist das Schöne des Schrecklichen Anfang? Die Fotografin dieses Bildes war so schön, dass Man Ray sie liebte, Picasso sie malte, und Cocteau eine Film mit ihr besetzte. Elisabeth «Lee» Miller (1907–1977) inspirierte die grössten Künstler des 20. Jahrhunderts.

Die Amerikanerin war eine emanzipierte Frau. Muse und Model waren keine Erfüllung. In den dreissiger Jahren entstanden in

ihrem Studio am Broadway Modeaufnahmen, und diese waren so überzeugend, dass *Vanity Fair* Miller zu den «herausragenden lebenden Fotografen» zählte. Ihr Ehrgeiz war angestachelt. 1942 akkreditierte sie sich zur Kriegskorrespondentin für die britische und amerikanische *Vogue*, um aktiv zum Sieg der Menschlichkeit beizutragen. Die Ruinen befreiter deutscher Städte waren fortan ihr Thema und das Unmenschlichste, das nur Menschen vermögen: die Konzentrationslager in Dachau und Birkenau.

Mit dem Blick des amerikanischen Soldaten fotografierte Lee Miller die eingepferchten Juden und Kommunisten im «Buchenzwaldzug». Und frontal stiess sie die

Betrachter an die Offenöffnung des Krematoriums.

Lee Miller, ein Leben zwischen Fashion und Faschismus. Denn im Sinne der guten Sache fotografierte sie nicht nur das Grauen, sondern weiterhin auch Mode. Für die britische *Vogue* dieses Wollkleid mit seidenen Ripsbändern etwa, ein Modellfall einer Uniform für die englische Lady und Soldatin fern der Front.

Während im Oktober 1944 auf London deutsche Raketen fielen, mit den Kämpfen im Hürtgenwald die längste Schlacht begann, die je auf deutschem Boden tobte, wurde in der *Vogue* die Britin mit Mode mental aufgerüstet: in Grau, der Farbe des Zeit-

geistes und des Weltgefühls. Verruchtes leistete man sich an den Ärmeln, Seide in kompromisslosem Schwarz. Armbinden als Parteiabzeichen der zur Eleganz verpflichteten Weiblichkeit.

Wie gut Lee Miller den Sujetwechsel zwischen Schein und Sein, zwischen Leben und Tod ertrug, blieb ihr Geheimnis. 1947 schwor sie dem Bildjournalismus ab, sie kämpfte gegen Depressionen. Ihre immense Fotoproduktion aus Nachkriegsdeutschland hielt sie zeit lebens unter Verschluss. Wie sie mit ihren inneren Bildern verfuhr, ist unbekannt. Die Schatten sind lang.

**Becky Conelkin:** Lee Miller. Fotografin, Muse, Model. Scheidegger & Spiess

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 2 (7) **Gillian Flynn**: Gone Girl – Das perfekte Opfer (*Fischer Scherz*)
- 3 (–) **Jojo Moyes**: Ein ganzes halbes Jahr (*Rowohlt*)
- 4 (5) **Milena Moser**: Das wahre Leben (*Nagel & Kimche*)
- 5 (2) **Alex Capus**: Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer (*Hanser*)
- 6 (6) **Lukas Hartmann**: Abschied von Sansibar (*Diogenes*)
- 7 (4) **Franz Hohler**: Gleis 4 (*Luchterhand*)
- 8 (3) **Urs Widmer**: Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 9 (8) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 10 (9) **Dan Brown**: Inferno (*Bastei Lübbe*)

### Sachbücher

- 1 (4) **Annemarie Wildeisen**: Mein Küchenjahr (*AT*)
- 2 (1) **Daniela Widmer, David Och**: Und morgen seid ihr tot (*Dumont*)
- 3 (2) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 4 (7) **Pascal Voggenhuber**: Kinder in der Geistigen Welt (*Giger*)
- 5 (3) **Peter Bieri**: Eine Art zu leben (*Hanser*)
- 6 (5) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 7 (–) **Martin Betschart**: Unabhängigkeitserklärung (*Ariston*)
- 8 (–) **Gabriel Palacios**: Hypnotisiere mich (*Cameo*)
- 9 (8) **Eben Alexander**: Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)
- 10 (10) **Ruth Maria Kubitschek**: Anmutig älter werden (*Nymphenburger*)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Van Gogh

Er sei ein «sehr, sehr glücklicher Direktor» meinte Axel Rüger, Leiter des Van-Gogh-Museums, als er vor den Medien den theatralisch von einem Tuch bedeckten «Sonnenuntergang in Montmajour» enthüllte. Als allerdings die Experten seines Museums vor zwei Jahrzehnten das Bild erstmals begutachteten, erklärten sie es für falsch, obwohl Vincent das Werk in einem Brief vom 5. Juli 1888 genau beschreibt und obschon jeder Laie sieht, dass es sich um einen echten van Gogh handelt. Weniger glücklich als Rüger sind wohl die ehemaligen Besitzer des Bildes, die aufgrund der damaligen Fehlexpertise aus Amsterdam das Bild – geschätzter Wert dreissig bis fünfzig Millionen Franken – für ein Butterbrot veräusserten. (hpb)

## Literatur

# Gefühle im kleinen Kreis

Zoë Jenny hat einen Erzählband mit zwölf Kurzgeschichten geschrieben. Vor allem die Männerfiguren bleiben in Erinnerung. Von Hans-Peter Kunisch



New York, Schanghai, Basel: Schriftstellerin Jenny.

Karin ist eine junge Mutter von heute. Als sie in Covent Garden ein Geschäft entdeckt, das Mode aus Bambus verkauft, lebt der Mickymaus-Pulli von Tochter Tara, die schrecklich weint, nicht mehr lange. Auch die Hemden von Mike, Karins neuem Freund, sind in Gefahr – Polyester-Gemisch. Die Hemden kann er verteidigen, aber Bettlaken werden gnadenlos ausgetauscht. Für Karin, denkt Mike, «war die Welt eine einzige Giftmülldeponie. Schon mehr als einmal hatte er ihr zu erklären versucht, dass es vielleicht gar nicht so gesund sei, die Welt nur als eine toxische Gefahrenzone wahrzunehmen.»

Der Versuch, besonders typische Gegenwartsrealität abzubilden, endet naturgemäss oft in klischeenahen Stereotypen. Doch in den besten Erzählungen ihres ersten Bandes mit kurzen Prosatexten denkt Zoë Jenny die üblichen Geschichten ein Stück weiter. Etwa indem sie die erwartete Perspektive verändert. Hauptfigur von «Sugar Rush» ist nicht Karin, sondern Mike, ein mässig erfolgreicher Theaterautor, der darunter leidet, Ersatzvater zu sein. Schön zeigt Jenny, wie Mike sich nicht ganz unterwirft, aber zum Heimlichtuer wird. Wenn er Karins zwei Kinder alleine betreut, ist der *sugar rush* beim Glace-Essen, den er ihnen trotzig gönnt, auch für ihn ein grosses Gefühl. Für diesen späten Nachfahr von Heinrich

Manns berühmtem «Untertan» gibt es nur verschämte Freude.

Überraschend ist, dass Zoë Jenny, die immer noch als Mädchenerzählerin gilt, hier gerade Männerfiguren gelingen, die in Erinnerung bleiben. Auch in «Spätestens morgen», der Titelgeschichte, hilft dabei eine kleine Abweichung von gängigen Erzählmustern. Auf einer Vernissage umarmt ein Mann die Ich-Erzählerin, fragt: «Was machst du denn hier?» Er freut sich: «Wie gut, dich zu sehen!» Die Ich-Erzählerin, die den Mann, der sie fest an sich drückt, nicht kennt, lässt sich nichts anmerken. Er wechselt sie sicher. Aber als die beiden sich verabschieden, gibt Paul ihr seine Visitenkarte: Er kannte sie gar nicht. Ist er ein routinierter Verführer? Nein, nur einer, der die Grenzen zwischen sich und anderen manchmal vergisst. Allmählich löst Jenny die Frage, warum.

### Sparsame Sprache

Oft geht es um Gefühle im kleinen Kreis. Ähnlich wie die grosse kanadische Erzählerin Alice Munro oder der verstorbene Jürg Federspiel, dem Jenny in der letzten Geschichte, «Ballade vom Rhein», huldigt, pflegt sie dabei einen lakonischen Ton, eine sparsame Sprache, die beinahe ohne Psychologie auskommt. Die Miniaturform verträgt keine langen Erklärungen. Was bewirkt, dass die Figuren etwas von ihrem Geheimnis behalten. Etwa in «Sophies Sommer», der Geschichte um eine Jugendfreundin, die einen Fotografen ins elterliche Ferienhaus mitbringt. Anfangs läuft alles bestens. Doch plötzlich verguckt sich der Augenschmuck in die Füsse der Mutter, bald fotografiert er nur noch sie, dann sind die beiden weg.

Den beinahe gleichbleibenden Ton der Erzählungen kombiniert Jenny mit einer hohen Varianz der Schauplätze und Figuren. Die zwölf Geschichten auf gerade mal 120 Seiten spielen in London, New York, Spanien, Basel und Schanghai. Doch weil Jenny dicht an den Protagonisten bleibt, wirken sie kaum touristisch. Höchstens beim Schanghai-Text spürt man den Versuch, gerade vollzogene Stadtentdeckungen noch nicht ganz verarbeitet weiterzugeben. Auch stilistische Ungeschicklichkeiten wie häufige Wortdoppelungen auf engem Raum («Die Schneeflocken flogen horizontal am Fenster vorbei, und dahinter strahlte die Stadt mit ihren hellerleuchteten Fenstern») stören manchmal, aber insgesamt ist das ein schönes, kleines Buch.

Zoë Jenny: Spätestens morgen. Erzählungen. Frankfurter Verlagsanstalt. 124 S., Fr. 28.90



# Das System ist marode

John Grishams neuer Justiz-Roman «Das Komplott» ist eine böse Abrechnung mit der US-Demokratie. Von Wolfram Knorr

Mag ja sein, dass er kein grosser Literat ist und immer ein und denselben Plot variiert: David gegen Goliath. Ein kleiner Anwalt gegen grosse, ausgebuffte Kanzleien; ein Anfänger gegen die Gerissenheit von Firmenprofis und so weiter. Und dennoch bergen die Justiz-Thriller des Bestseller-Autors John Grisham Subversives und sind in ihrem furiosen Elan effektiv und realitätsnah. Die Leitung von Guantánamo wird schon wissen, warum sie die Grisham-Bücher aus der Gefängnisbibliothek verbannt hat – und nach seinem jüngsten Werk könnten noch andere amerikanische Bibliotheken dem Beispiel folgen. Denn «Das Komplott» ist mehr als ein Thriller, fast ein Sachbuch. In jedem Fall eine vernichtende Kritik am amerikanischen Rechtssystem; schlimmer: Grisham nimmt die rücksichtslose Ausspionierungspraxis, die Whistleblower Edward Snowden enthüllt hat, vorweg und schildert, mit welcher Hemmungslosigkeit FBI und Justiz Konten, Telefone, Mails von Personen überwachen, die vielleicht nicht koscher sind; und weil sie rundum observiert werden, können sie nach deren Logik auch nicht schuldlos sein, also werden sie, ob absegnet durch das Recht oder nicht, durchleuchtet, bis sich was findet.

«Das Komplott» erzählt die Geschichte des schwarzen Anwalts Malcolm Bannister, der in einem Kaff im Süden mehr schlecht als recht zu überleben versucht, einer Kanzlei beitrifft und ohne wirkliche Schuld, ausser Naivität, in die Mühle eines Geldwäscheprozesses gerät und von ihr zermahlen wird: Ein selbstherrlicher Richter verdonnert ihn zu zehn Jahren Gefängnis wegen seines Beistand für einen fragwürdigen Klienten. Fünf Jahre hat er abgessen und sinnt auf Rache.

Die Chance dazu kommt, als der korrupte Bundesrichter Fawcett ermordet gefunden wird und das FBI nicht weiterkommt; es gibt keinerlei Hinweise auf eine Täterschaft. Da schlägt die Stunde Bannisters, der der Behörde versichert, den Mörder zu kennen, und deshalb einen Deal verlangt: Freilassung, Zeugenschutz und eine neue Identität. Der Deal klappt, und Bannister legt FBI und Justiz mit Hilfe des angeblichen Mörders kräftig rein. Zwar sind die Wendungen, die die Story nimmt, zwar ziemlich verwegen, aber immer spannend, doch Grisham nutzt sie geschickt für sein politisches Anliegen.

Der Roman ist eine einzige Philippika gegen das hehre Bild von Freiheit und Demokratie, das das Land so gerne über sich in der Welt ver-



Raffiniert: Bestseller-Autor Grisham.

breitet. Das Rechtssystem, so Grisham, sei pures Theater, die Wahrheit völlig unwichtig: «Heute ist ein Prozess ein Wettkampf», und «jede Partei geht davon aus, dass die andere es mit den Regeln nicht so genau nimmt oder schwindelt, daher verhält sich keiner ehrlich.» Die Justiz verfolgt und verurteilt willkürlich, was der jeweiligen Staatsanwaltschaft aus Karriere- oder Parteigründen opportun erscheint. Und das Opfer derartiger Rankünen verliert alles und wird nichts zurückgewinnen, auch wenn es vielleicht freigesprochen werden sollte. Grisham belegt alles mit Fakten.

## Die Regeln, um die es geht

Besonders raffiniert verfährt der Autor mit dem Rassismus, den er nie in seiner wütenden Attacke beim Namen nennt, der aber ständig präsent ist. So bekennt der Ich-Erzähler Bannister, er wäre gerne als Jurist mit guten Abschlüssen in Washington geblieben, aber Chancen hatte er nie. Er musste in den Süden, und auch dort war es nicht einfach. Im Knast werden ihm die Regeln bewusst, um die es geht: Sich dem Wahren und Moralischen verpflichtet zu fühlen, bringt gar nichts. Deshalb bringt er mit einem Drogendealer das Komplott gegen das Rechtssystem in Schwung.

John Grisham: Das Komplott. Heyne. 448 S., Fr. 35.90

# Another Kind of Blue

Von Peter Rüedi

Keith Jarrett, *on and off stage* immer gut für Keine Provokation, ging unlängst aufs Ganze: «Ich denke nicht, dass es einen europäischen Jazz gibt.» Die Begründung ist dann zwar differenzierter, aber dennoch: Was ist, um nur gerade die zu nennen, mit Joe Zawinul, Django Reinhardt, Dave Holland? Die Musik des Trios, die Luciano Biondini aus Spoleto, Michel Godard aus der Franche-Comté und der Schweizer Lucas Niggli auf Akkordeon, Tuba und Schlagzeug machen, ist zwar keine «amerikanische», aber durchaus auch «A Kind of Blue», sogar im Titel ihrer jüngsten CD.

Sie heisst «Mavi», und das sei, werden wir belehrt, jenes klare Blau, in welchem «die Erde, vom All aus betrachtet», erscheint. Lassen wir den Gattungsdiskurs. Es ist ja nachgerade genierlich, von irgendeiner Musik zu sagen, sie sei Jazz (zumindest ohne Anführungszeichen). Aber wie sollen wir denn eine so klug zwischen Form und Freiheit oszillierende, mit überbordendem Vergnügen improvisierte, mitreissende, und, ja: «swingende» Musik nennen? Natürlich macht keiner der drei einen Hehl aus seiner Herkunft. Die ist eine europäische, im Fall von Biondini eine zu Beginn volksmusikalische, in dem von Godard eine «klassische»: Noch heute ist er ein Bewunderer zumal von Renaissance- und Barockmusik (Monteverdi). Er ist, auf der Tuba und dem altertümlichen, warmen Serpent, ein ungemein agiler Improvisator mit stupender Intonation, von den untersten Tiefseeegräben bis in azurblaue Höhen, mit Gespür für Dynamik und Timing. Sein schweres Instrument transzendiert er in eine herzergreifende Sonorität und tänzerische Leichtigkeit.

Händels Ohrwurm «Lascia ch'io pianga» ist ja nun tatsächlich ein «klassisches» Zitat im engeren Sinn. Sonst, sorry, ist für dieses vielschichtig funkelnde Rezital Jazz die zutreffendste Etikette. Nicht zuletzt, weil Lucas Niggli, der Zürcher Oberländer, der seine ersten sieben Jahre in Kamerun verlebte, Puls und Atem vorgibt, ein Drummer von subtilster Power und schlagendster Finesse. Ein grosses, mal poetisches, mal handfest ausgelassenes Vergnügen.



Biondini, Godard, Niggli: Mavi. Intakt CD 226

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>The Look of Love</b> Regie: Michael Winterbottom	★★★★☆
2	<b>The Bling Ring</b> Regie: Sofia Coppola	★★★★☆
3	<b>Elysium</b> Regie: Neill Blomkamp	★★★★☆
4	<b>The Lone Ranger</b> Regie: Gore Verbinski	★★★★☆
5	<b>Frances Ha</b> Regie: Noah Baumbach	★★★★☆
6	<b>Now You See Me</b> Regie: Louis Leterrier	★★★★☆
7	<b>Vijay and I</b> Regie: Sam Garbarski	★★★☆☆
8	<b>Lovely Louise</b> Regie: Bettina Oberli	★★★☆☆
9	<b>White House Down</b> Regie: Roland Emmerich	★★☆☆☆
10	<b>Feuchtgebiete</b> Regie: David Wnendt	★★☆☆☆

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>We're the Millers</b> Regie: Rawson Marshall Thurber	23 307
2 (-)	<b>White House Down</b> Regie: Roland Emmerich	15 793
3 (2)	<b>Planes</b> Regie: Klay Hall	10 100
4 (4)	<b>Feuchtgebiete</b> Regie: David Wnendt	6 413
5 (6)	<b>The Smurfs 2 (3-D)</b> Regie: Raja Gosnell	6 258
6 (3)	<b>Pain &amp; Gain</b> Regie: Michael Bay	4 436
7 (9)	<b>Despicable Me 2</b> Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	4 420
8 (-)	<b>Lovely Louise</b> Regie: Bettina Oberli	4 227
9 (5)	<b>Elysium</b> Regie: Neill Blomkamp	3 789
10 (7)	<b>R.I.P.D.</b> Regie: Robert Schwentke	3 163

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Hänsel und Gretel (Rainbow)</b>
2 (2)	<b>Oblivion (Universal)</b>
3 (-)	<b>Epic (Fox)</b>
4 (3)	<b>Kokowääh 2 (Warner)</b>
5 (-)	<b>Mama (Universal)</b>
6 (4)	<b>G. I. Joe – Die Abrechnung (Rainbow)</b>
7 (-)	<b>Dead Man Down (Impuls)</b>
8 (5)	<b>Ich – einfach unverbesserlich (Universal)</b>
9 (7)	<b>Arielle, die Meerjungfrau (Disney)</b>
10 (6)	<b>Shootout – Keine Gnade (Rainbow)</b>

Quelle: Media Control



*Jenseits aller Spiessigkeit:* Mutter Susanna (Julianne Moore), Tochter Maisie (Onata Aprile).

### Kino

## Da kullern keine Tränen

Szenen einer Ehe endlich mal aus der Perspektive eines Kindes:  
«What Maisie Knew».

Von Wolfram Knorr

In Ingmar Bergmans Beziehungsinferno «Szenen einer Ehe» aus dem Jahre 1973 beharkt sich das Paar heftig und hasserfüllt. Dass die Kinder der beiden im legendären Jedermann-Strindberg keine Rolle spielten, wurde Bergman allerdings als grobe Kürzung des Konfliktstoffs vorgeworfen. Einige Jahre später kam aus Hollywood der Film «Kramer vs. Kramer», der Szenen nach der Trennung verschnulzte, das Kind aber nicht links liegenliess. Seine Anwesenheit diente dazu, die Mutti als pflichtvergesene Emanzen-Hexe zu denunzieren.

Jetzt gibt es wieder Szenen einer Ehe, bei denen das Kind aber endlich mal im Mittelpunkt steht: «What Maisie Knew». Der Stoff ist alt. 1897 veröffentlichte Henry James den gleichnamigen Roman über ein Ehepaar, das sich nach der Scheidung erst richtig zu hassen beginnt beim Kampf ums Sorgerecht fürs gemeinsame Kind. Das führte zu heftigen Kontroversen, denen zahlreiche Bücher über unglückliche Kinder folgten. James tat nicht so, als wüsste er, wie einem Kind bei einem Streitfall zumute ist; die sechsjährige Maisie ist nur Beobachterin, die wahrnimmt, in was für ein Labyrinth sich die Eltern wegen Eifersucht, Selbstsucht, Lügen und Kränkungen verirren; deshalb der Titel «Was Maisie wusste».

Die Autorinnen Nancy Doyne und Carroll Cartwright und das Regie-Gespann Scott McGe-

hee und David Siegel verlegen das Geschehen geschickt in die Gegenwart; aus dem jamesschen Aristokratie-Milieu wird eine hippe New Yorker Upperclass, jenseits aller Spiessigkeit. Mama Susanna (Julianne Moore) ist ein ins Alter gekommener Rockstar, ihr Gatte Beale (Steve Coogan) ein Kunsthändler, der Künstler aus aller Welt managt und viel durch die Welt jettet. Tochter Maisie (Onata Aprile) hat materiell alles, was ein Kinderherz begehrt – ein grosses Kinderzimmer mit Stofftieren und den neuesten Spielsachen –, nur keine echte Zuneigung. Der Papa kann sie zum Lachen bringen, die Mutter sie mal herzen, ansonsten bremst Maisie deren Karrieren. Ihre wahre Bezugsperson ist das Kindermädchen Margo (Joanna Vanderham), das sie vor den wüsten Krächen zu schützen versucht. Die strindbergschen Zerfleischungs-Arien nehmen aber derart überhand, dass Maisie in einer Mischung aus Angst und Neugier auf die narzisstischen Egos ihrer Eltern reagiert, die rücksichtslos über ihre Tochter hinwegdonnern.

Um das Sorgerecht zu bekommen, heiratet Beale kurzentschlossen Margo, worauf sich die zur Exzentrik neigende Mama den blonden Barkeeper Lincoln (Alexander Skarsgård) krallt und ihn zum Ehemann macht. Der nette blonde Junge, der bald einen Draht zu Maisie findet, wird daraufhin von Susanna aus purer Eifersucht verlassen. Auch Beales neue Ehe



scheitert. Jeder Elternteil glaubt, genug fürs Kind getan zu haben, und widmet sich eigenen Interessen. So landet die rumgeschubste Maisie schliesslich bei Margo und Lincoln.

Faszinierend an «What Maisie Knew» ist das konsequent aus der Perspektive des Kindes erzählte Beziehungsdrama. Der Zuschauer wird Komplize von Maisie, die viel weiss, aber das Gezerre nicht versteht. Es kullern keine Tränen wie sonst in derartigen Filmen, es gibt nur nach innen brennende Blicke, Verslossenheit, Ängstlichkeit, Verwunderlichkeit und eine trotzig Überlebenshaltung, um den Zirkus der gegenseitigen Fertigmacherei aushalten zu können. «Kinder», schrieb Novalis, «sind noch Terrae incognitae.» Das ist lange her, aber Maisies Eltern scheinen das noch immer zu glauben. Onata Aprile als Maisie ist überwältigend. ★★★★★☆

## Weitere Premieren

**The Congress** — Aus Stanislaw Lems «Der futurologische Kongress» fabrizierte Ari Folman («Waltz with Bashir») ein filmisches Experiment über eine Schauspielerin (Robin Wright), die sich von ihrem Manager (Harvey Keitel) überreden lässt, ihre Karriere als digitale Aktrice fortzusetzen. Auf einem Kongress trifft sie Hollywoodstars wie John Wayne und Marilyn Monroe in ihrer digitalen Existenz. Folmans surreales Spiel, das Real- und Anima-



Digitale Existenzen: «The Congress».

## Fragen Sie Knorr

**Bin ich ein Filmbanause, wenn ich «Only God Forgives» nicht verstehe und zum Schlechtesten zähle, was ich zu Lebzeiten gesehen habe?**

T. F., Romanshorn



Nein, wieso auch? Selbst wenn Sie mit der Meinung alleine wären. Sind Sie aber nicht. Als der Film «Only God Forgives» bei den Festspielen in Cannes lief, wurde er ausgebuht, und so manche Rezensionen waren Verrisse. Auch ich halte «Only God Forgives» für

tionsfilm mischt, mag auf den ersten Blick nicht jedermanns Sache sein, entwickelt aber einen magischen Sog und ist intelligent. Schon in den achtziger Jahren spielte Michael Crichton in seinem Film «Looker» mit digitalen Existenzen. ★★★★★☆



Hymne aufs Leben: «Gloria».

**Gloria** — Sie ist in einem Alter, in dem man eigentlich kaum mehr Beachtung findet, die Mittfünfzigerin Gloria (Paulina García). Geschichten – die Kinder sind aus dem Haus –, hat sie aber keine Lust, den Rest ihres Lebens unbeachtet zu verbringen. Sie geht in Diskotheken, lernt windige Kerle kennen, erlebt Enttäuschungen, lässt sich aber nie unterkriegen. Der chilenische Film von Sebastián Lelio ist eine Hymne aufs Leben und vor allem auf eine Schauspielerin, die man ins Herz schliesst und nicht so schnell vergisst. ★★★★★☆

**R. E. D. 2** — Verglichen mit Sylvester Stallones Rentner-Truppe «The Expendables», sind die Ruheständler um Bruce Willis von höherem Niveau. Ihre Sprüche sind witziger, und die Story der R. E. D.-(«Retired and Extremely Dangerous»-)Heinis ist grotesker und sogar ein wenig geistreich. Der Comic-Vorlage werden John Malkovich, Helen Mirren und Co gerecht. Und Anthony Hopkins spielt souverän und gaga mit seinem Hannibal-Lecter-Image. Das macht über weite Strecken Spass. ★★★★★☆

einen unsäglich verquasten Kunstgewerbesturms mit einer verquirlten Mutter-Sohn-Kitsch-Psychologie. Es ist die zweite Zusammenarbeit von Regisseur Nicolas Winding Refn und Ryan Gosling, wobei ich nicht kapiere, wie Gosling mit der Aura eines Korporationsstudenten als brutaler Kerl durchgehen kann. Aber die Geschmäcker sind eben verschieden und die Urteile sind immer subjektiv geprägt. Banausisch ist an einer klaren Haltung gar nichts.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# «Carlos» und die Uiguren

Von Rico Bandle

Die Schweiz kennt zurzeit ein grosses Gesprächsthema: Wie geht man mit schwererziehbaren Jugendlichen um? Seit vor einigen Tagen die Behörden die neuzzeitliche Bändigungsverfahren mit Armani-Deos, Thaibox-Training und Ingwertee sistiert haben, ist das Land ratlos. Dabei zeigt das deutsche Privatfernsehen schon lange auf, wie eine Therapie aussieht. Gemeint ist nicht ein Aufenthalt im «Big Brother»-Container oder im «Dschungelcamp» (obschon vielleicht auch das funktioniert) – der Sender Sat 1 verfügt über eine fixfertige Heilungsmethode, mit der sich unser «Carlos» innerhalb zweier Wochen in einen mitfühlenden Jesus-Sandalen-Träger verwandeln würde.

«Die strengsten Eltern der Welt» heisst die Wundersendung, die den Schweizer Sozialstaat monatlich um 29 000 Franken pro Kind entlasten könnte. Der Aufbau ist simpel: Zwei Jugendliche werden ausgewählt, die über ausserordentliche Talente verfügen – im Rauchen, Saufen, Schulschwänzen, Elternbeschimpfen, Dreinschlagen, Klauen. Unter dem Vorwand, sie dürften eine Woche Partyurlaub machen, werden die beiden in ein Flugzeug gelockt. Statt auf einer Ferieninsel landen die Teenager irgendwo in der Pampa, möglichst in einer unterentwickelten Region ohne Strom und fliessendes Wasser.

In einer Gastfamilie müssen sie sich nun einfügen, von morgens bis abends mitarbeiten, dabei gilt ein striktes Handy-, Rauch- und Alkoholverbot. Letzte Woche waren zwei besonders üble Rüpel (zumindest wurden sie so im TV präsentiert) bei einer Uiguren-Familie in China untergebracht. Anfangs beschimpften und verhöhnten sie die Selbstversorgerfamilie; sie weigerten sich zu arbeiten, wurden gar handgreiflich. Nach einigen Tagen – o Wunder – plötzlich die Läuterung, die Egoisten begannen einzusehen, wie mies sie sich verhalten hatten. Die beiden seien durch den Aufenthalt «andere Menschen» geworden, sagt der Kommentator. So einfach geht das. Wie lange die Wirkung anhält, wird nicht gezeigt – man möchte es auch lieber nicht wissen.

**Die strengsten Eltern der Welt:** 4. September, 20.15 Uhr, Sat 1.

# Die dunkle Seite des Emigrantentheaters

Als Zufluchtsort verfolgter Schauspieler erlebte das Zürcher Schauspielhaus in den 1930er und 1940er Jahren seine ruhmreiche Zeit. Bei genauerem Hinsehen verblasst der Glanz: Die ideologiegetriebenen Künstler machten jenen Mann fertig, der ihr Leben gerettet hatte: Direktor Ferdinand Rieser. *Von Rico Bandle*

Wenn in den nächsten Tagen das Zürcher Schauspielhaus sein 75-Jahr-Jubiläum feiert, so wird wohl einmal mehr ehrfürchtig auf die grosse Zeit des Theaters nach dessen Gründung 1938 hingewiesen, als das Haus verfolgten Künstlern Zuflucht bot und Grössen wie Wolfgang Langhoff, Grete Heger oder Leopold Lindtberg in Zürich tätig waren. Jene Zeit, als das Schauspielhaus Zürich unter der Leitung von Oskar Wälterlin das letzte bedeutende freie Theater im deutschsprachigen Raum war. Wenn sich in der Geschichtsauffassung des Theaters nicht grundlegend etwas geändert hat, wird dabei einmal mehr verdrängt, dass Wälterlin das berühmte Ensemble zu einem grossen Teil von seinem Vorgänger einfach übernehmen konnte.

Ferdinand Rieser hatte das Haus bis 1938 auf privater Basis und ohne Subventionen betrieben. Mit grossem finanziellen Risiko und viel Courage verwandelte er die einstige Amüsierbühne in ein angesehenes, hochpolitisches Theater. Er holte Kommunisten und Juden zum Teil direkt aus dem KZ nach Zürich, rettete ihr Leben, kämpfte mit den Mitteln des Theaters furios gegen den aufkommenden Faschismus.

In den wildesten Zeiten hatte der Theaterdirektor ständig eine Pistole in Griffweite, die Bühnenarbeiter stattete er mit Gummiknüppeln aus, um die täglich vor dem Theater demonstrierenden Frontisten abwehren zu können. Der Direktor trotzte allem Widerstand – der Verzicht auf Subventionen gewährte ihm die nötige Unabhängigkeit. Doch selbst von den Künstlern, die er vor dem sicheren Tod bewahrte, erntete er statt Dankbarkeit nur Verachtung: Für die kommunistischen Schauspieler blieb Rieser ein Ausbeuter, ein Blutsauger, ein böser Kapitalist. 1938 gab Rieser entnervt auf und reiste ab in die USA.

Ohne Rieser gäbe es das Schauspielhaus in seiner jetzigen Form kaum. Trotzdem bleibt dem herausragenden Theaterunternehmer die verdiente Wertschätzung bis heute versagt. Doch beginnen wir von vorne.

## Vom Weinhändler zum Theaterdirektor

Ferdinand Rieser wurde 1886 als Sohn eines jüdischen Weinhändlers und Likörfabrikanten in Zürich Riesbach geboren. Mit 22, nach dem Tod des Vaters, übernahm Rieser den florierenden elterlichen Betrieb, der fortan «Rieser's Sohn & Co» hiess. Die Leidenschaft Riesers galt aber weniger dem Wein und

Schnaps als dem Theater. Seine Hochzeit mit Marianne Werfel, der Schwester des Schriftstellers Franz Werfel, verstärkte die Passion zusätzlich. Und so engagierte sich Rieser bald im Zürcher Theaterleben, war aktiv in der Theater AG, die damals das Stadttheater betrieb (das heutige Opernhaus), kaufte sich in die Pfauegenossenschaft ein, der das heutige Schauspielhaus gehörte. Er erstand Grundstücke, die an das Pfauentheater grenzten, und übernahm nach und nach, mit jahrelanger Beharrlichkeit und mit Hilfe seines Bru-

ders Siegfried, eines angesehenen Anwalts, die vollständige Kontrolle.

In dem einen Vertrag von 1925 über die Zusammenarbeit des Stadttheaters (Theater AG) und Riesers Schauspielhaus ist ein aus heutiger Sicht bemerkenswerter Punkt zu finden: «Die Schauspielunternehmung erklärt, keinen Anspruch auf die Subventionen und Beiträge der Stadt Zürich zu haben. Es wird ausdrücklich festgestellt, [...] dass die Schauspielunternehmung wirtschaftlich und finanziell unabhängig ist.» Dieser Punkt gefiel



*Hohes Risiko:* Unternehmer Rieser, 1935.



*«Kapitalistische Willkür»:* Langhoff, 1948.



*Grosse Zeiten:* Zürcher Schauspielhaus in den



nicht nur den sparsamen Stadtbehörden, er war auch für Rieser essenziell: Er betonte immer wieder, wie wichtig es sei, dass ihm inhaltlich niemand reinredet, was bei einem von Subventionen abhängigen Betrieb nie gewährleistet sein kann. Tatsächlich wäre die spätere kämpferisch-antideutsche Haltung des Theaters nicht denkbar gewesen, hätte diese Unabhängigkeit nicht bestanden. Riesers staatskritische, unternehmerische Prinzipien widersprachen nicht nur der Ideologie der vielen kommunistischen Künstler, die er anstellte, sie sind auch heute in dem subventionsgesättigten Betrieb völlig fremd.

1926 erstand Rieser die letzten Anteile der Pfauengenossenschaft, nun gehörte ihm das Theater zu hundert Prozent. Er steckte viel Geld in die Renovation des Hauses, erhöhte die Kapazität auf 1000 Sitzplätze (heute: 700), liess ein Foyer errichten, verbesserte und vergrösserte die Bühneneinrichtung. Am 30. Sep-

tember eröffnete Ferdinand Rieser sein neues Schauspielhaus, als künstlerischen Leiter setzte er Richard Rosenheim ein. Der Spielplan enthielt viele populäre Stücke – wie für ein privat finanziertes Theater nötig –, aber durchaus auch Klassiker und anspruchsvolle zeitgenössische Werke. Rieser hob das Niveau des Schauspielhauses beträchtlich, trotz aller Bemühungen schaffte er aber nicht ganz den Aufstieg in die deutschsprachige Topliga. Die grossen Stars konnte er sich nicht leisten.

Dies änderte sich schlagartig mit der Macht ergreifung Hitlers 1933.

#### Aus dem KZ ans Schauspielhaus

Die deutschen Bühnen wurden umgehend von Juden und Kommunisten gesäubert, was Rieser die Gelegenheit bot, endlich jenes engagierte Theater zu machen, das ihm immer vorgeschwebt hatte: mit erstklassigen Schauspielern, Bühnenbildnern und Dramaturgen.

Oft wurde Rieser vorgeworfen, aus reinem Geschäftssinn die verfolgten Künstler nach Zürich geholt zu haben. Der Schauspieler Erwin Parker, selbst ein prominentes Mitglied des Emigrantenensembles, schrieb in seinen Memoiren, dass Rieser «sich 1933 plötzlich einem <Markt> gegenüber sah, auf dem er nach Belieben die beste <Ware> für sein Schauspielhaus <einkaufen> konnte. Das <Angebot> bestand vornehmlich aus Schauspielern jüdischer Konfession, die laut Verordnung <zum Schutz des arischen Kulturgutes> in Deutschland nicht mehr tätig sein durften.» Brecht-Biograf Werner Mittenzwei schrieb in den 1970er Jahren verächtlich: «Wie andere mit Weizen spekulierten, speulierte er mit Schauspielern.»

Mit welcher Selbstgerechtigkeit das künstlerische Personal seinem Direktor und Lebensretter entgegentrat, sei anhand von Wolfgang Langhoff erläutert. Der Schauspieler und überzeugte Kommunist war im Juli 1933 im Konzentrationslager Börgermoor interniert worden. Das Buch «Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager» über seinen KZ-Aufenthalt, das er später in der Schweiz veröffentlichte, gilt als einer der ersten Zeugenberichte über den brutalen Umgang der Nazis mit Andersdenkenden und wurde zu einem weltweiten Bestseller. Auch dank des beharrlichen Einsatzes Ferdinand Riesers, der in mehreren Briefen die Freilassung Langhoffs beantragt hatte, konnte der Schauspieler schliesslich in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in die Schweiz einreisen.

Langhoff, gross und blond, wurde zum Publikumsliebling in Zürich, sein Bestseller trug viel zu seiner Popularität bei. Auch innerhalb des Ensembles nahm er eine Vorzugsstellung ein. Er wurde kurz nach seiner Ankunft in Zürich zum Vorsprecher des künstlerischen Personals gewählt, zum «Obmann» – und hier zeigte sich der hartgesottene Kommunist von seiner unbarmherzigen Seite. Er warf Rieser an den Kopf, dass er ihn nicht als Partner, sondern als «Arbeitgeber» betrachte, was in der gewerkschaftlichen Sprache gleichbedeutend war mit «Gegner». Rieser war schwer gekränkt. Er, der mittlerweile auch die künstlerische Leitung übernommen hatte, sah sich als Teil einer Theaterfamilie, die gemeinsam gegen den Nationalsozialismus ankämpfen wollte. Doch die Schauspieler akzeptierten ihn nie als ihresgleichen; wenn er sich zu ihnen an den Tisch setzte, verstummte die Runde sofort. Langhoff, später hochdekorierter Intendant in der DDR, leitete im Schauspielhaus eine kommunistische Zelle; wenn Rieser einem Schauspieler wegen guter Leistung ungefragt eine Lohnerhöhung gewährte, wurde selbst dies als «typischer Fall kapitalistischer Willkür» angesehen. Ein wohlhabender Unternehmer mit Villa in Rüschlikon und Haus-



dreissiger Jahren.

angestellten konnte kein Verbündeter sein. Dankbarkeit brachten die Schauspieler ihrem Retter keine entgegen.

Esther Slevogt beschreibt in ihrer 2011 erschienenen Langhoff-Biografie die ideologiegetriebene Kaltblütigkeit der Künstler ihrem Chef gegenüber: «Rieser hatte [...] meist nicht nur die von der Fremdenpolizei geforderte Kautions für die von ihm engagierten Schauspieler aufgebracht – allein für Langhoff sind es im Sommer 1934 2000 Franken –, sondern später Schauspieler auch persönlich aus dem Urlaub zurückgeholt, wenn ihre Abschiebung drohte, und sie in seiner Villa untergebracht, bis die Gefahr abgewendet war, was später kaum einer der von ihm geretteten Schauspieler je für erwähnenswert hielt. Stattdessen beteiligten sie sich am Fortschreiben des rufmörderischen Mythos vom kunstfernen, gagenwuchernden Weinhändler.»

Die Verachtung der Schauspieler kränkte Rieser umso mehr, als er auch von der Schweizer Gesellschaft nie akzeptiert wurde. Obschon er damals der einzige Schweizer Direktor an einem grösseren Schweizer Theater war, wurde dem Juden dauernd vorgehalten, zu wenig schweizerisch zu sein.

### Explosion auf der Herrentoilette

Auf der Bühne hingegen merkte man davon nichts. Ferdinand Rieser und sein Chefdramaturg Kurt Hirschfeld stellten bereits im November 1933 ein vielbeachtetes Anti-Nazi-Stück auf den Spielplan: die Uraufführung von Ferdinand Bruckners «Die Rassen», ein Stück, das in erster Linie eine Anklage gegen die Judenverfolgung war. Therese Giehse und Heinrich Gretler spielten mit, Teo Otto hatte das Bühnenbild entworfen, im Publikum sassen unter anderem die Schriftsteller Thomas Mann und Franz Werfel. Die Aufführung wurde ein riesiger Erfolg und ein erster Beweis für die Schlagkraft des Rieserschen Protest-Theaters. Das Schauspielhaus war plötzlich in aller Munde – entweder man war dafür oder dagegen.

Für noch grösseres Aufsehen sorgte 1934 die Aufführung von Friedrich Wolfs plakativem Kampfstück «Professor Mannheim». Die NZZ warf dem Schauspielhaus vor, einem kommunistischen Eiferer eine Plattform geboten zu haben – womit die Zeitung durchaus recht hatte. Hunderte Frontisten demonstrierten jeweils vor dem Pfauen gegen das «Judentheater». Die in Basel erscheinende *Nationalzeitung* berichtete: «Vor dem Theater parkieren die Mannschaftswagen der Stadtpolizei, bald auch der geräumige Gefangenenwagen.» Sprechchöre protestierender Zuschauer versuchten die Schauspieler zu übertönen, Rieser hielt seine Waffe immer griffbereit. Das Stück war ständig ausverkauft.

Am 22. Juni 1935 verübten Frontisten trotz massivem Polizeischutz einen Anschlag auf das Theater. Während der Aufführung von Brechts

«Dreigroschenoper» – ein Gastspiel einer tschechischen Theatergruppe – platzten mehrere Stink- und Tränengasbomben im Zuschauerraum. Auf der Herrentoilette explodierte eine Petarde, die die Fensterscheiben zerbersten liess und eine Tür aus den Angeln riss. Nach einer Unterbrechung wurde die Vorstellung fortgesetzt, obschon die Mehrheit des Publikums das Theater längst fluchtartig verlassen hatte.

### Schweizer Autoren gegen Rieser

Nicht nur die Frontisten setzten Rieser unter Druck, die Kritik kam von allen möglichen Seiten. Die Bürgerlichen monierten, die klare Parteinarbeit für die Kommunisten sei mit der schweizerischen Neutralität nicht vereinbar. Vielen Schweizer Autoren und Gelehrten missfiel grundsätzlich die neue Konkurrenz aus dem Ausland. So legte sich auch der Schweizer Schriftstellerverein mit Rieser an. Literaturprofessor Walter Muschg meinte, das Schauspielhaus müsse «zu einem Instrument der neuen Schweizgesinnung werden». Dass eine solche wichtige Institution als Privattheater geführt werde, sei «grundsätzlich unhaltbar», stattdessen müsse ein «direkt subventioniertes Theater» her, das Schweizer Autoren stärker berücksichtige. Der Vorwurf war unberechtigt: Rieser gab sich alle Mühe, Schweizer Stücke auf den Spielplan zu setzen, nur wollte sie in der Regel kaum jemand sehen.

Auch ein Architekturstudent meldete sich zu Wort und warnte vor der «grossen Gefahr», die durch ein Theater drohe, das «unsere Welt-offenheit übertreibt» und «sich zum Ableger verbotener Autoren macht». Es handelte sich um einen bislang unbekanntem jungen Mann namens Max Frisch.

War der interne Widerstand berechtigt? Die Arbeitsbedingungen am Schauspielhaus waren tatsächlich hart: Jede Woche gab es eine Premiere, geprobt wurde selten länger als zehn Tage für ein Stück – ein Rhythmus, der heute undenkbar wäre. Zudem erhielten die Schauspieler immer nur kurzfristige Verträge; da ihre Aufenthaltsbewilligung an den Arbeitsvertrag gekoppelt war, mussten sie immer um ihr Überleben fürchten. Und klar, Rieser war ein unnachgiebiger Verhandler, ein ausgefuchster Geschäftsmann, schliesslich musste sein Theater auch in schwierigen Zeiten Gewinn machen. Ein Ausbeuter allerdings, wie ihm oft vorgeworfen wurde, war er keineswegs. Natürlich verdienten die Schauspieler weniger als früher, die Löhne waren aber immer noch bedeutend höher als in allen anderen Theatern der Schweiz. Was die ideologisch geblendeten Künstler ignorierten: Rieser setzte sich wie ein Löwe für sie und sein Theater ein, stellte sich jederzeit vor seine Mitarbeiter. Jeden Tag war er um acht Uhr im Büro und blieb bis spät in die Nacht – er schaute sich jede Vorstellung an.

Im Frühling 1938 gab Ferdinand Rieser überraschend seine Demission bekannt, um in die

USA zu emigrieren. Die Gründe sind nicht gänzlich geklärt, dürften aber einerseits mit der fehlenden Akzeptanz zu tun haben, andererseits mit seiner Angst vor einem Einmarsch der Deutschen. Wenige Wochen zuvor war die Wehrmacht in Österreich einmarschiert. Rieser wusste: Würde dasselbe in der Schweiz passieren, wäre er einer der Ersten, die verhaftet würden. Als er mit Vertretern der Stadt um den Fortbestand des Theaters verhandelte, bekam er noch einmal die latente Feindseligkeit zu spüren. Eine Zeitung nannte ihn einen «Erpresser», eine andere titelte: «So wird geblufft.»

Eine Gruppe um den Zürcher Verleger Emil Oprecht stellte vor genau 75 Jahren mit der Neuen Schauspiel AG eine Trägerschaft auf die Beine, die seither das Theater betreibt. Sowohl die öffentliche Hand wie Private waren an der AG beteiligt. Als neuer Direktor wurde Oskar Wälterlin gewählt. Marianne und Ferdinand Rieser verpachteten den Betreibern das Theater. Vertraglich verpflichteten sie den Pächter, nach Möglichkeit «den wesentlichen Teil des künstlerischen Personals [zu] reengagieren». Auch dies wurde von den Schauspielern nicht wahrgenommen. Erwin Parker schrieb in seinen Memoiren im Namen des Ensembles voller Abscheu über den scheidenden Direktor: «Wir haben den Rieser so gründlich wie möglich aus unserem Gedächtnis getilgt.»

---

### Max Frisch warnte vor der «grossen Gefahr» durch die «Weltoffenheit» des Theaters.

---

Ferdinand Rieser starb 1947 in Zürich kurz nach seiner Rückkehr aus dem Exil. Er stürzte in der Dunkelheit über das Geländer eines Kellereingangs und war sofort tot. Weder das Schauspielhaus noch die Stadt schickten einen offiziellen Vertreter an die Beerdigung. Immerhin nahmen einige Schauspieler Abschied, denen er das Leben gerettet hatte.

Das Emigrantentheater des Schauspielhauses Zürich ist heute fester Bestandteil der Theatergeschichte. Die dunkle Seite des vielgerühmten und oft auch verklärten Ensembles bleibt in der Regel unerwähnt: wie übel deren Mitglieder jenen Mann behandelten, der alles erst ermöglicht hatte. Aber immer zugriffen, wenn ihnen Rieser grosszügig etwas auf-tischte: ««Die Roten vom Schauspielhaus» fressen ihm nicht nur aus der Hand, sie machten sich mit Kennerfreuden über das jeweils Aufgetischte her», erinnerte sich die legendäre Schauspielerin Therese Giehse.

Es ist höchste Zeit, Ferdinand Rieser, den grossen und mutigen Schweizer Theaterdirektor, zu rehabilitieren.

Vorträge und Podiumsdiskussion zum 75-Jahr-Jubiläum der Neuen Schauspielhaus AG, Sonntag, 29. September, 17–21 Uhr, Pfauenbühne.



# Alles wird schön!

Im südfranzösischen Arles tut sich viel und Gutes. Vor allem dank massiver Unterstützung aus der Schweiz: von Luc und Maja Hoffmann und der Kuratorin Bice Curiger. *Von This Brunner*



**Baubewilligung:** Maja Hoffmann zeigt Präsident Hollande (2.v.r.) in Arles das Gehry-Projekt.

Man kann die Kunst nicht lieben, wenn man die Provence nicht liebt», so schrieb der französische Schriftsteller **André Maurois** in seinem Buch über **Marcel Proust**. Und recht hat er! Das liest sich auch wie ein Leitmotiv für **Luc Hoffmann**, Grandseigneur der Familie Hoffmann von Hoffmann-La Roche, und seine Tochter **Maja Hoffmann**. Der Vater, Mitbegründer des WWF, mit seinem pionierhaften Einsatz für den Natur- und Vogelschutz und seine Tochter Maja mit ihrem schwindelerregenden Engagement für die Kunst, sei es in Basel, Zürich, Gstaad, London, New York, oder eben für die «Rencontres» in Arles, dieser zauberhaften, etwas verschlafenen Kleinstadt im Süden Frankreichs.

Obwohl es die «Rencontres d'Arles» schon seit 44 Jahren gibt, richtig aufblühen tun sie erst, seit Maja Hoffmann diesen Kunstevent unterstützt, so grosszügig, wie es eben nur ihr gelingt. Es ist glücklicherweise kein «Touristen-Festival der Fotografie», um die Saison aufzupeppen, sondern es sind «Rencontres», die bescheiden daherkommen; wo höchstens der Sand in der Arena des römischen Forums zum magischen Teppich wird, und selbst das contre cœur! Niemand sucht hier den *tapis rouge*, niemand braucht ihn. Dank Maja Hoffmann fanden jedoch in den letzten Jahren immer mehr bedeutende Künstler ihren Weg an

die «Rencontres». Von **Fischli/Weiss**, **Bob Wilson**, **Antony (and the Johnsons)**, **Roni Horn** bis zu **Lou Reed**, **Philippe Parreno** und **Wolfgang Tillmans**.

Dabei ist das Beste an Arles noch längst nicht vollbracht: Maja Hoffmann kämpft seit bald acht Jahren wie eine Löwin für ein einzigartiges Kulturzentrum, «Le Parc des Ateliers», das kein eigentliches Museum sein soll, sondern ein experimenteller Ort der Begegnung, ein Forschungszentrum und Schaulager, das auch die Grenzbereiche von Performance, Film- und Kunstinstallationen und Fotografie nicht ausschliesst. Für den spektakulären 56 Meter hohen Metallturm wurde der Stararchitekt **Frank Gehry** verpflichtet. Vor wenigen Wochen bekam Maja Hoffmann endlich die Baubewilligung. Die Eröffnung ist auf 2017 geplant. Das wird nicht nur das Stadtbild massiv bereichern, sondern, ebenso wichtig, der Stadt neue Arbeitsplätze garantieren.

Seit ein paar Wochen gibt es noch eine weitere Person, die die Zukunft Arles' entscheidend prägen wird: Es ist die bis weit über die Grenzen hinaus berühmte ehemalige Kuratorin des Kunsthauses Zürich, **Bice Curiger**, die von Luc Hoffmann als Direktorin der Fondation Vincent van Gogh Arles eingesetzt wurde. Die Stadt Arles stellt das Gebäude zur Verfügung, Luc Hoffmann finanziert den notwendi-

gen Umbau, der im kommenden Frühling in einem Palais aus dem 15. Jahrhundert und auf über 1000 Quadratmeter Ausstellungsfläche eröffnet wird.

Kaum im Amt, drückt Curiger mit dem Label «Van Gogh live» als Teaser dem ganzen Stadtbild mit höchst raffinierten Eingriffen von eklektischen Künstlern ihren Stempel auf. Dies gelingt ihr meisterhaft mit den comicitigen Zeichnungen des Schweizers **Grrrr**, der äusserst intimen, melancholischen Malerei von **Elizabeth Peyton**, dem gemein-subversiven Video «Painter» (1995) des Enfant terrible der amerikanischen Kunstszene, **Paul McCarthy**, oder mit Konzerten von **Nils Bech** und einer Performance des hypersensiblen Zeichners **Giom**. Es ist ein Geniestreich, **Vincent van Gogh** auf so inspirierende Art und Weise *hors les murs* in den Strässchen der Stadt auferstehen zu lassen.

Die eigentlichen 50 Ausstellungen der «Rencontres» finden ebenfalls in verschiedenen historischen Gebäuden in Arles sowie im historischen Parc des Ateliers statt. Aber leider überzeugen nicht alle Ausstellungen. Der langjährige Direktor **François Hébel** kann wohl aus dem Vollen schöpfen, doch seine Auswahl unter dem Thema «Arles in Black» ist oft beliebig und erinnert an Werke von Fotografen, die man früher in Arles entdecken konnte, die mehr überzeugten. Trotzdem gibt es starke Höhepunkte wie die Retrospektive des afro-amerikanischen Fotografen und Filmemachers **Gordon Parks**, dessen fotografisches Werk unendlich viel besser ist als sein filmisches Œuvre. Ironie des Schicksals: Sein berühmtester Film «Shaft» hat sich mehr durch den hypnotischen Soundtrack von **Isaac Hayes** ausgezeichnet als durch Gordon Parks Bilder oder seine Erzählkunst. Seine zeitkritischen Schwarzweissfotos sind jedoch **Robert Franks** meisterhaften Fotos aus derselben Periode ebenbürtig.

Wolfgang Tillmans jüngstes Werk, «Neue Welt», das kürzlich in einer Ausstellung in der Kunsthalle Zürich zu sehen war, kommt auch in den Räumen von Arles hervorragend zur Geltung. Ebenso eine Ausstellung mit Installationen und Fotos des italienischen Arte-povera-Künstlers **Giuseppe Penone**, der an der Documenta 8 für Furore sorgte. Grosse Entdeckungen in Arles sind die Arbeiten des Fotografen **Miguel Ángel Rojas**, der in Bogotá in den siebziger Jahren heimlich das sexuelle Treiben in einem heruntergekommenen Kinopalast festhielt. Seine grobkörnigen Bilder sind weder voyeuristisch noch ausbeuterisch, sondern einfach schön, geheimnisvoll – von seltsamer Melancholie geprägt. Überraschend auch die Fotocollagen von Starporträts des Briten **John Stezaker**, der sich ebenfalls in den siebziger Jahren als früher Exponent der Konzeptkünstler einen Namen machte.

**This Brunner** gilt als einer der international bestvernetzten Film- und Kunstkenner der Schweiz.

# Gebefreudigkeit und Lebenslust

Die Gutsituierten sind zurzeit in Spendierlaune: Wohltätigkeit im Opernhaus und im «Dolder Grand». *Von Hildegard Schwaninger*



Unterstützer der ersten Stunde: Max Wiener (3.v.r.) mit seiner Entourage.

Nicht nur der Papst forderte am letzten Wochenende zum Frieden auf, auch **Nina Hagen**. Und zwar im Opernhaus Zürich. Dort trat die Punk-Künstlerin in der «Stunde des Herzens» auf. Eine Frau, mittlerweile grotesk aussehend zwar, aber mit Charakter und dem Mut, zu sagen, was sie denkt. Sie sang Lieder von **Bertolt Brecht**, gab sich spontan und meinte, man solle «Zivilcourage haben und einander verzeihen und nicht gleich vor Gericht ziehen, wenn einem etwas nicht passt».

Da applaudierten natürlich alle. Es war nicht ganz leicht, die «Stunde des Herzens» zu füllen, denn Stiftungsratspräsident **Hans-Peter Portmann** beharrte auf dem Eintrittspreis von happigen 770 Franken (Konzert plus Diner). Das Ganze kam dem Zürcher Lighthouse zugute, das heuer sein 25-Jahr-Jubiläum hat. Beim Anlass für ein Sterbehospiz war das Thema Tod natürlich omnipräsent. Der herbstliche Regen, der an diesem Abend erstmals niederprasselte, sorgte zusätzlich für Besinnlichkeit.

Als die Rockband **Gotthard** auftrat, kam dann aber Leben in die Bude. Für viele der anwesenden Gäste ist diese Musik zwar nichts als organisierter Lärm, gleichwohl wurden sie von der aufkeimenden Lebenslust mitgerissen. Sie sprangen von ihren Sitzen auf und tanzten respektive bewegten die Hüften. **Max Wiener**, ein Lighthouse-Unterstützer der ers-

ten Stunde, füllte eine ganze Reihe mit seiner Entourage: hübsche junge und nicht mehr so junge Männer im Smoking. Richtig viel Geld kam bei der Auktion zusammen, die **Cyril Koller** während des Diners auf der Bühne durchführte. Drei **Gotthard**-Gitarren wurden für je zirka 22 000 Franken versteigert. Geld ist das Kernthema jeder Wohltätigkeitsveranstaltung. Resultat: Die 200 000-Franken-Marke wurde gesprengt.



Mitreisend: Gotthard im Opernhaus.

Die Gebefreudigkeit der Gutgestellten ist im Moment gross. So brachte auch die **Swiss-Red-Cross-Gala** am Samstagabend im «Dolder Grand» ein Rekordergebnis: über 700 000 Franken. Vor zwei Jahren waren es 420 000, damals auch Rekord. Das Organisa-

tionskomitee sind tatkräftige Frauen aus der Zürcher Gesellschaft: **Amaya Albers-Schönberg**, **Susan Bär**, **Marilo Illy**, **Yogini Kakar**, **Sasha Prenosil**, **Clarissa Zehnder**, angeführt von **Hilda Burger-Calderon** und kosmopolitisch angereichert durch die schillernde deutsche Adelige **Lilly zu Sayn-Wittgenstein**. Die Frauen sind – auf eigene Kosten – nach Afrika gereist, waren erschüttert vom Elend und von der hohen Mütter- und Kindersterblichkeit und sammelten jetzt unter dem Motto «Strong children need healthy mothers».

Die engagierten Ladys können sich auf die Unterstützung ihrer finanziell potenten Männer verlassen. **Marco Illy**, Head of Investment Banking **Credit Suisse**, Hauptsponsor des Abends, engagiert sich seit sechs Jahren für **Swiss Red Cross** und griff auch privat tief in die Tasche. Er ersteigerte den von **Fifa-Präsident Sepp Blatter** und **American Airlines** gestifteten Hauptpreis: die Teilnahme als **VIP-Gast** am Finale der **Fussballweltmeisterschaft** in **Brasilien 2014**. Wert: 50 000 Franken. Auktionator war **Andreas Rumbler** von **Christie's**. In ihren flammenden Reden zeigten **Illy** und **Hilda Burger-Calderon** grosse Empathie, die Emotionen wurden hochgepeitscht, und das Geld sass den Gästen locker. Für die *silent auction* lagen **Keypads** auf dem Tisch, und so kam auch der **Homo ludens** zum Zug. Man steckte die **Smartcard** hinein und tippte fröhlich hohe Summen in die **Gadgets**. Ein grosses Herz



Hauptpreis vom **Fifa-Präsidenten**: **Blatter**.

zeigte auch die smarte **Juwelenhändlerin Régine Giroud**. Sie spendete **Diamantschmuck** im Wert von 80 000 Franken.

**Hilda Burger-Calderon** ist die Frau von **Modekaufmann Olivier Burger** (**PKZ**, **Feldpausch**, **Blue Dog**). So war alles auch modisch auf der Höhe. Man sah sehr viele schöne, elegante Frauen – so viele wie selten auf einem Ball in Zürich. Dass es vor **Erotik** knisterte, dafür sorgte die **Pura Sangre Dance Company**, die mit **Tango** und **Flamenco** den **Showteil** bestritt.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Trostreich und prickelnd

Die Büroangestellte Chantal Gyger, 25, und der Logistiker Patric Meier, 29, haben kürzlich geheiratet. Von zu hohen Ansprüchen halten sie nichts.



«Wie ein guter Film»: Ehepaar Meier-Gyger.

**Chantal:** Viele Menschen haben zu hohe Ansprüche an das Leben, an die Liebe, an die anderen. Und viele sind nie zufrieden mit dem, was sie haben. Diese Haltung ist im Umgang mit Menschen schlecht und führt zu nichts. Man sollte die Erwartungen, die man an den Partner stellt, genau überdenken und sich fragen, ob man umgekehrt Ähnliches bieten kann. Wenn man ein übersteigertes Selbstwertgefühl hat, antwortet man natürlich immer mit Ja, und solche Leute glauben auch, keine wirklichen Leistungen erbringen zu müssen, damit die Liebe funktioniert.

**Patric:** Chantal liebe ich, weil sie eine warmherzige Persönlichkeit ist und nicht nur an sich selbst denkt. Andere Menschen hat sie auch auf dem Radar, und die mangelnde Egozentrik trägt viel dazu bei, dass der Alltag mit einem Menschen angenehm, ausgeglichen und spannend ist, weil der Horizont eben auch über die eigenen Belange hinausgeht.

**Chantal:** Zusammengefasst könnte man auch sagen: Weniger ist manchmal tatsächlich mehr. Wir träumen nicht von einem Porsche, einem Schloss und einem stets sorgenfreien Leben. Wir sind auch bei einem gemütlichen Grillabend auf unserem Balkon glücklich. Und wir sind vor allem zufrieden, wenn es

dem anderen gutgeht. Das ist eigentlich nicht wenig, sondern viel.

**Patric:** Obwohl es damals Liebe auf den ersten Blick war, wir buchstäblich in den Bergseelaren Augen des anderen versanken, haben uns nicht nur die vielen guten Momente, sondern auch manche Probleme der vergangenen Jahre zusammenwachsen lassen. Ob es die ideale Partnerschaft gibt? Ja. Aber nicht gratis, nicht einfach so. Man benötigt Vertrauen und Verständnis, vor allem aber viel Geduld. Man kann nicht erwarten, dass alles perfekt ist, ohne dass man etwas dafür tun muss.

**Chantal:** Damals in Flumserberg blieb die Zeit stehen beziehungsweise konnten wir uns kaum von der Stelle bewegen. Als hätte uns ein Zauberstab berührt. Doch es dauerte etwa vier Wochen, bis wir einander näherkamen. Wir wussten, dass wir nichts überstürzen müssen, weil uns nichts mehr würde trennen können. Das war ein unglaubliches Gefühl, trostreich und prickelnd zugleich.

**Patric:** Beim Lebensmenschen geht es darum, seine Besonderheiten zu entdecken und dabei positiv zu denken. Das Augenmerk soll nicht darauf liegen, was er alles falsch macht, was er nicht erfüllen kann, sondern auf dem Gegenteil. Klingt simpel, aber es wirkt und verändert die Art, wie man miteinander umgeht.

**Chantal:** Die Aussicht, gemeinsam alt zu werden, ängstigt uns nicht. Eine Beziehung ist wie ein guter Film, der amüsant ist und manchmal traurig und auf jeden Fall zum Denken anregt. Hollywoodmässig verlief auch der Heiratsantrag: Das griechische Lokal war voll besetzt, wir sassen, auf Wunsch von Patric hübsch gekleidet, mitten unter den anderen Gästen. Plötzlich ging er auf die Tanzfläche, hielt ein Mikrofön und einen Rosenstraus in Händen und bat mich auf die Bühne.

**Patric:** Ich ging auf die Knie und formulierte den Antrag. Chantal war zu Tränen gerührt, und nachdem sie die richtige Antwort gegeben hatte, erhoben sich alle Menschen im Saal und applaudierten uns.

Hochzeitslimousinen: [www.stretch.ch](http://www.stretch.ch)

Protokoll: Franziska K. Müller

# Verstreichelung

Von Andreas Thiel — Vor dem Gesetz sind alle gleich.

**Daniel:** Ein herrlicher Bordeaux!

**Marcel:** Davon schickt mir die Zollverwaltung monatlich eine ganze Kiste frei Haus.

**Daniel:** Wieso die Zollverwaltung?

**Marcel:** Die haben mich so oft beim Weinschmuggeln er-

wischt, bis der Richter entschieden hat, man solle mich gefälligst mit genügend Bordeaux versorgen, damit ich nicht mehr schmuggeln müsse.

**Daniel:** Und die Rechnung?

**Marcel:** Diese bezahlt das Bundesamt für Landwirtschaft. Das ist Teil eines Präventionsprogramms, welches den Alkoholschmuggel bekämpft.

**Daniel:** Und wozu dient dieses Programm?

**Marcel:** Es soll die heimischen Weinbauern vor illegalen Importen schützen.

**Daniel:** Dann fährst du jetzt übers Wochenende nicht mehr nach Frankreich?

**Marcel:** Nein, ich fahre am Samstag höchstens noch in die Stadt.

**Daniel:** In die Stadt? Da findet man doch gar keinen Parkplatz mehr.

**Marcel:** Mir wurde vor dem Stadthaus ein Gratisparkplatz zur Verfügung gestellt.

**Daniel:** Wie kommst du denn dazu?

**Marcel:** Ich habe so oft falsch geparkt, bis der Richter entschieden hat, dies künftig zu unterbinden durch die Zurverfügungstellung eines freien Parkplatzes an zentraler Lage.

**Daniel:** Recht so, für irgendetwas zahlt man schliesslich Steuern. Nicht wahr?

**Marcel:** Steuern? Wieso Steuern? Ich zahle schon lange keine Steuern mehr. Ich habe so lange Steuern hinterzogen, bis das Steueramt eingesehen hat, dass die einzige Möglichkeit, mich daran zu hindern, ist, mir die Steuern zu erlassen.

**Daniel:** Na ja, so hoch kann dein Einkommen ja gar nicht mehr gewesen sein, nachdem ihr die ganze UBS in den Konkurs geritten habt.

**Marcel:** Selbst diese hat der Staat gerettet. Die Bank hat nie aufgehört, Boni an das gesamte Kader auszuzahlen.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Alterskult, Jugendwahn

Von Peter Rüedi



Wein ist eine Materie, «zunächst einmal nichts anderes als vergorener Traubensaft», wie mir ein Winzer etwas kokett versicherte, der sich bekreuzigen würde, wenn ich in einer seiner Hervorbringungen nichts anderes sähe. Stimmt ja, und natürlich stimmt auch das Gegenteil. Abgesehen von ein paar messbaren Basisvoraussetzungen, ist Wein eine Projektionsfläche, das, was ich in ihm sehen und schmecken und riechen will. Wenn zweien ein und dieselbe Flasche verschieden schmecken, ist nicht notwendig der eine der Kenner und der andere der Trottel. Die Resonanzen des menschlichen Geschmackssystems nebst zerebralem Hinterland sind nun mal verschieden. Zum Glück.

So gibt es unter Weinliebhabern die Gerontophilen und die Gerontophoben, die Pädophilen und die Nekrophilen, und dies unterschiedlich, je nachdem, ob's um Rot- oder Weisswein geht. Ich kann weder den Alterskult beim Rotwein noch den Jugendwahn beim Weissen ganz nachvollziehen. Bleiben wir bei Letzterem, das heisst bei einer Flasche aus der Wachau, die mir mein Freund Hartmann ins Haus gebracht hat. Der Grüne Veltliner stammt vom renommierten Weingut Prager in Weissenkirchen und aus dem allgemein nicht ganz einheitlichen, im Fall des Produzenten Toni Bodenstein jedoch sehr geglückten Jahr 2003. Der Wein hat für meinen Gusto eine Spur zu viel Restzucker («trocken» ist bei Prager eben nicht «extratrocken»), ist aber sonst ein Wein von grandioser Frische, Kraft, Würze: Grapefruit, Stachelbeere, Wiesenkräuter. Das Tolle (und dieser Eingangsvolte kurzer Sinn) ist nicht die Jugendlichkeit nach (immerhin) zehn Jahren. Einmal geöffnet, hält er sich nicht nur, er entwickelt sich weiter. Ich versuchte über eine Woche jeden Tag ein Glas. Er verlor nichts von seinen zarten Frucht- und Beerennoten, gewann aber zunehmend an Tiefe und Opulenz. Keine Spur von Oxydation. (Fast muss ich sagen: leider. Liebe ich doch gelegentlich bei Weissen diskrete Anzeichen von Luftveränderung. *But that's another story.*)

Weingut Prager: Grüner Veltliner Smaragd Achleiten 2007. 13,5%. Secli, Buchs SG. Fr. 39.-. [www.secli-weinwelt.ch](http://www.secli-weinwelt.ch). (Der Achleiten 2003 ist in der Schweiz vergriffen.)

## Voll im Zeitplan

Von Jürg Zbinden



1 — Wäre die ganze Welt planiert und flach wie eine Flunder, so hätte der Trolley sämtliche Koffer und Taschen längst zu unbedeutenden Statisten degradiert. In den Bahnhöfen und Flughäfen ist er jedenfalls das gängigste Transportmittel, weil ihm das klassische Reisegelände ideal behagt. Weniger mag der Trolley – wie im Übrigen auch der High Heel – tückische Kopfsteinpflaster, und auch stotzige Wanderwege oder Treppen liebt er überhaupt nicht, er fährt lieber Lift. Trotzdem führen ihn alle Reisegepäckhersteller in ihrem Sortiment, und das in multipler Ausführung. So auch die Maison Mollerus AG. Die Masse ihres Trolleys «Cabin» entsprechen der Empfehlung der International Air Transport Association. Er entstammt der umfangreichen Reisegepäcklinie «Venerus» – aus beschichtetem Canvas, mit Leder abgesetzt, mit Gold- und Silberapplikationen. Der «Cabin» ist zu haben für Fr. 699.-. Flagship-Store Maison Mollerus, Seestr. 74/78 in 8703 Erlenbach. [www.mollerus.com](http://www.mollerus.com).

2 — Seit 2009 ist Oris der offizielle Zeitnehmer des Raid Suisse–Paris, der anspruchsvollen Oldtimer-Rallye. Anlässlich der 23. Raid-Rallye stellt der Schweizer Uhrenhersteller die neue «Oris Raid 2013 Limited Edition»



(500 Stück) vor. Das Design ist inspiriert vom Gewinnerauto von 2012, dem legendären Jaguar 420 aus dem Jahr 1967. Auf dem Zifferblatt finden sich Elemente des einzigartigen Armaturenbretts wieder, ausserdem wurden markante Elemente wie das rote Dreieck und die Schrift der Typenbezeichnung aufgegriffen. In einer luxuriösen Geschenkbox aus Holz zum Preis von Fr. 3550.-. Erhältlich ist die bis 5 bar (50 Meter) wasserdichte Rarität im Edelstahlgehäuse mit Edelstahlkronen- und -drücker ab Oktober 2013 im ausgewählten Uhrenfachhandel.

3 — Die «Senator Tourbillon» der deutschen Manufaktur Glashütte besticht durch exquisite Eleganz. Das 42 Millimeter grosse Gehäuse präsentiert sich mit einer schlankeren Lünette als die Vorgängermodelle der «Senator»-Linie, so wird sie zu einem passenden Rahmen für das fein lackierte, grau gekörnte Zifferblatt mit römischen Zahlen und klassischer Eisenbahn-Minuterie, die auf der Zifferblattoberfläche eingraviert und anschliessend versilbert wurden. Der Mechanismus des fliegenden Tourbillons mit Automatikwerk kann durch entspiegeltes Saphirglas bewundert werden. Preis auf Anfrage.





Auto

## Laut, rau und schnell

Unser ehemaliger Autokolumnist kehrt für eine Fahrt zurück und beschäftigt sich mit seltenen 911ern. *Von Ulf Poschardt*

**H**ilfe! Nach Jahren der Autokolumne in der *Weltwoche*, die herrlich waren, nach einer Theorie des Rasens namens «Über Sportwagen» und einer just veröffentlichten Kulturgeschichte des Porsche 911 sollte man eigentlich meinen, der Typ hat genug. Vor dem Haus steht einer der schönsten Elfer. Aber, das Ganze hört nicht auf. Im Netz suche ich nach meinem nächsten Elfer – und zwar nicht, um den aktuellen alten, ein G-Modell, zu ersetzen, sondern, um mit so etwas Ähnlichem anzufangen wie einer Sammlung. Ein viel zu grosses Wort, aber gut genug, um zu bekennen, dass die

Leidenschaft für Sportwagen ein kurioses Ausmass angenommen hat.

Abseits der Folie gibt es rationale Argumente: Geld auf der Bank bringt kaum Zinsen, Garagengold hat eine bessere Wertentwicklung als Beton- oder Depotgold. Kunst sammeln ist öde. Deshalb wird nicht irgendein Elfer gesucht, sondern ein Ur-Elfer, jenes zarte, nervöse Geschöpf, das vor fünfzig Jahren auf der IAA gezeigt und mit wenigen Veränderungen bis 1973 gebaut wurde. Die sogenannten F-Modelle hatten zuletzt einen Wertzuwachs wie eine Apple-Aktie. Weltweit wird in alten Heuschobern und sogar libanesischen Lagerhallen gefahndet und gefunden. In Beirut wurde eines der seltensten Modelle der langen und variantenreichen Elfer-Geschichte in einem vom Bürgerkrieg zerstörten Haus gefunden: ein 73er Carrera RS 2.7 in der Leichtbauversion. Der ursprüngliche Käufer war ermordet worden. Der Entdecker des Wagens war fair genug, den Besitzern einen anständigen Preis zu bezahlen, der annähernd dem horrenden Marktwert entsprach. Die Restaurierung geschah vorsichtig und mit Sinn für die Patina jenes

Autos, das auch ein (bei ausgeschaltetem Boxer) stummer Zeuge der Geschichte war.

Beim Renovieren von Elfern gibt es mehrere Schulen: Die Originalitätsfetischisten rekonstruieren das Auto neuer als neu, die Freunde der Patina konservieren die Schleifspuren der Geschichte, und verwegene Porsche-Freunde fusionieren Hot-Rod-Ästhetik mit Ur-Elfer-tum. Sie tunen betagte F-Modelle mit bösen Porsche-Rennmotoren, Turbobremzen und ersetzen Originalteile durch Nachbauten aus Carbon. Die kalifornische R-Gruppe sorgt so für Aufregung an der autoverrückten Westküste.

Ich bin an einer Handvoll Elfer dran. Die 911 S sind fast unerschwinglich geworden. Diese leichten, brutal schnellen Rennkisten machen süchtig. Die Vorliebe für Patina ist kostengünstiger als das Bestehen auf Perfektion. Vielleicht aber erstehe ich ein Wrack und mache daraus einen minimalistischen Frankenstein-Elfer im Geiste der R-Gruppe. Es ist eigentlich die beste Art, an die Ursprünge des Elfers zu erinnern: Sie waren laut, rau und schnell. Ich halte Sie auf dem Laufenden.

### Porsche 911 S (Baujahr 1970)

Leistung: 180 PS, Hubraum: 2195 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h  
Preis: ab Fr. 65 000.–



**Ulf Poschardt: 911.**  
Klett-Cotta, 294 S., Fr. 35.90



«Sie sind auch viel jünger als ich»: Sammler Sigg, 67, fotografiert von Ai Weiwei.

MvH trifft

## Uli Sigg

Von Mark van Huisseling — Er wurde das, was aus Journalisten im Normalfall nicht wird: Topmanager, Botschafter, Kunstsammler.

Sie sind wahrscheinlich der ehemalige Wirtschaftsjournalist mit dem steilsten Aufstieg der Schweiz.» – «Ich weiss nicht, aber schön, wenn Sie's so sehen.» – «Ich war auch mal Wirtschaftsjournalist, habe es aber nicht zum Botschafter in Peking, Manager bei Schindler oder Ringier-Verwaltungsrat gebracht.» – «Sie sind auch viel jünger als ich.» – «Danke, ich bin 48, da waren Sie schon Botschafter.» – «Mit 49 wurde ich Botschafter.» – «Wie steigt einer, der über Firmen anderer geschrieben hat, plötzlich so auf?» – «Ich habe Jus studiert, aber keine Sekunde geplant, später als Jurist zu arbeiten. Aber ich habe auch nicht dran gedacht, Wirtschaftsjournalist zu werden, es war ein Zufall. Ich war auch nicht qualifiziert dazu, aber mein Vorgesetzter sagte, «spielt keine Rolle, das Handwerk bringen wir dir bei.» – «Heute wären Sie überqualifiziert als Journalist mit Ihrer Ausbildung.» – «Es gab zwei Gründe, weshalb ich nach ein paar Jahren

zu Schindler [Aufzüge und Fahrtreppen] wechselte: Einer war familiär, mein Vater war bei Schindler. Der andere war, obwohl Journalist ein fantastischer Job ist: Man schreibt nur, wie man etwas richtig machen soll, macht es aber nie selber.»

Uli Sigg, 67, ist ausserdem Kunstsammler; seine Sammlung von über 2200 Werken ist die grösste und bedeutendste für zeitgenössische chinesische Kunst. Dieses Treffen fand statt während der St. Moritz Art Masters Ende vergangenen Augusts, wo Sigg einige neue Bilder aus seiner Sammlung zeigte.

«Wie wird man Kunstsammler?» – «Ich bin seit meiner Studentenzeit interessiert an der zeitgenössischen Kunst. Nur hatte ich am Anfang natürlich keine Stütz [Geld], ich konnte jedes Jahr vielleicht ein Bild anschaffen. Als ich nach China kam [für Schindler; er verhandelte über die erste Zusammenarbeit zwischen chinesischen und ausländischen Unternehmen,

Joint Venture, überhaupt], wusste ich nichts über zeitgenössische chinesische Kunst; die gab es eigentlich gar nicht, sie kam zur Welt am Tag, als Deng Xiaoping die Öffnung befohlen hat. So ging 1979 ein Fenster auf für Künstler, autonome Kunst zu machen, vorher gab es nur sozialistischen Realismus. Damals kaufte ich noch nicht, diese zunächst derivative Kunst hat mich nicht interessiert. Später, als ich sah, dass niemand auch nur halbwegs systematisch diese Kunst sammelte, änderte ich den Fokus, weg von meinem privatem Geschmack, hin zu einer Art institutionellen Sammelns. Ich dachte: «Wenn es niemand tut, dann lege ich dieses Dokument an» – ich sage dem «Dokument» – und fing an, intensiv und breit zu sammeln.»

«Jetzt haben Sie den grössten Teil Ihrer Sammlung an ein noch zu bauendes Museum in Hongkong verschenkt. Weshalb?» – «Ich hatte nie ein anderes Ziel, als dieses Dokument zurück nach China zu geben, weil die ihre eigene Kunst nicht kennen. Die Schenkung war der letzte Schritt.» – «Weil Sie ein Mäzen sind?» – «Ein schönes Wort, das habe ich mir nie überlegt. Damals, als ich diese Absicht entwickelt habe, war auch noch nicht gross Geld im Spiel; am Anfang redete man von Hunderten von Dollars für ein Werk.» – «Der Wert der Sammlung, die Sie verschenken, wurde auf 150 Millionen Dollar geschätzt.» – «Ich habe einen Bruchteil davon ausgegeben.» – «Wenigstens haben Sie 600 Werke behalten, wahrscheinlich nicht die am wenigsten wertvollen.» – «Ich habe mich von dem trennen müssen, was eine gute storyline ergibt, so habe ich selektioniert. Also habe ich die besten Stücke abgegeben. Diese Werte sind übrigens ziemlich arbiträr. Es gibt in China sehr viele sehr, sehr, sehr reiche Leute, die genau so etwas möchten wie meine Sammlung, weil das Türen aufmacht zur grossen Welt, zum Council des MoMA, zur Tate, also zu dem, was alles verknüpft ist mit einer solchen Sammlung ...» (Er ist Mitglied des International Council des Museums of Modern Art New York und der Tate Gallery London.)

«Ich habe Ihre Sammlung im Kunstmuseum Bern gesehen, 2005, und eine Fotografie aus der Serie «Flag» von Xiang Liqing gekauft ...» – «Ah, schöne Arbeit.» – «... kommerziell hat sie sich nicht besonders entwickelt. Kann man sagen, abgesehen von ein paar Superstars, werden chinesische Künstler nur noch von Chinesen gekauft?» – «Der Boom hat sich abgeflacht. Der internationale Kunstmarkt muss immer Frischfleisch haben, nach China kam Indien. Die guten, jungen Künstler haben vielleicht nicht so eine explosive Entwicklung gemacht, aber sie sind immer teurer geworden.»

Sein Lieblingsrestaurant: «In Peking, dort kann ich Hot Pot essen» – «Wie heisst es?» – «Ich weiss, wo es ist und wie ich hinkomme.» – «Und in der Schweiz?» – «Ich esse selten auswärts, auch mit Gästen, ich bitte immer zu mir nach Mauensee. Wir haben eine asiatische Köchin, und die exzellenten Rezepte sind von meiner Frau.»





**FIRST CLASS  
ZUM ECO-TARIF.**



**LINEARTRONIC**  
save energy

**BOXER DIESEL**

**SYMMETRICAL  
AWD**

## DER NEUE OUTBACK 4x4 AB FR. 37'150.-.

Nicht einmal fliegen ist schöner. Der Outback bietet Komfort, Klasse und Rasse ohne Ende. Ausstattung ohne Grenzen. Und jetzt als internationale Premiere die Kombination von Diesel-Boxermotor, Lineartronic und permanentem symmetrischem Allrad-Antrieb. Zu einem Preis, der weit unter dem Horizont des Üblichen liegt. Unser Tipp: Jetzt einchecken bei Ihrem Subaru-Vertreter.

Abgebildetes Modell: Outback 2.0D AWD Limited, Lineartronic, 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie D, CO<sub>2</sub> 166 g/km, Verbrauch gesamt 6,3l/100 km, Benzinäquivalent 7,1l/100 km, Fr. 48'650.-. Modell Outback 2.0D AWD Advantage, man., 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie C, CO<sub>2</sub> 155 g/km, Verbrauch gesamt 5,9l/100 km, Benzinäquivalent 6,6l/100 km, Fr. 37'150.-. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 153 g/km.



**SUBARU**

*Confidence in Motion*

[www.subaru.ch](http://www.subaru.ch) SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. [www.multilease.ch](http://www.multilease.ch)  
Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.

**DER 4x4 FÜR DIE SCHWEIZ**